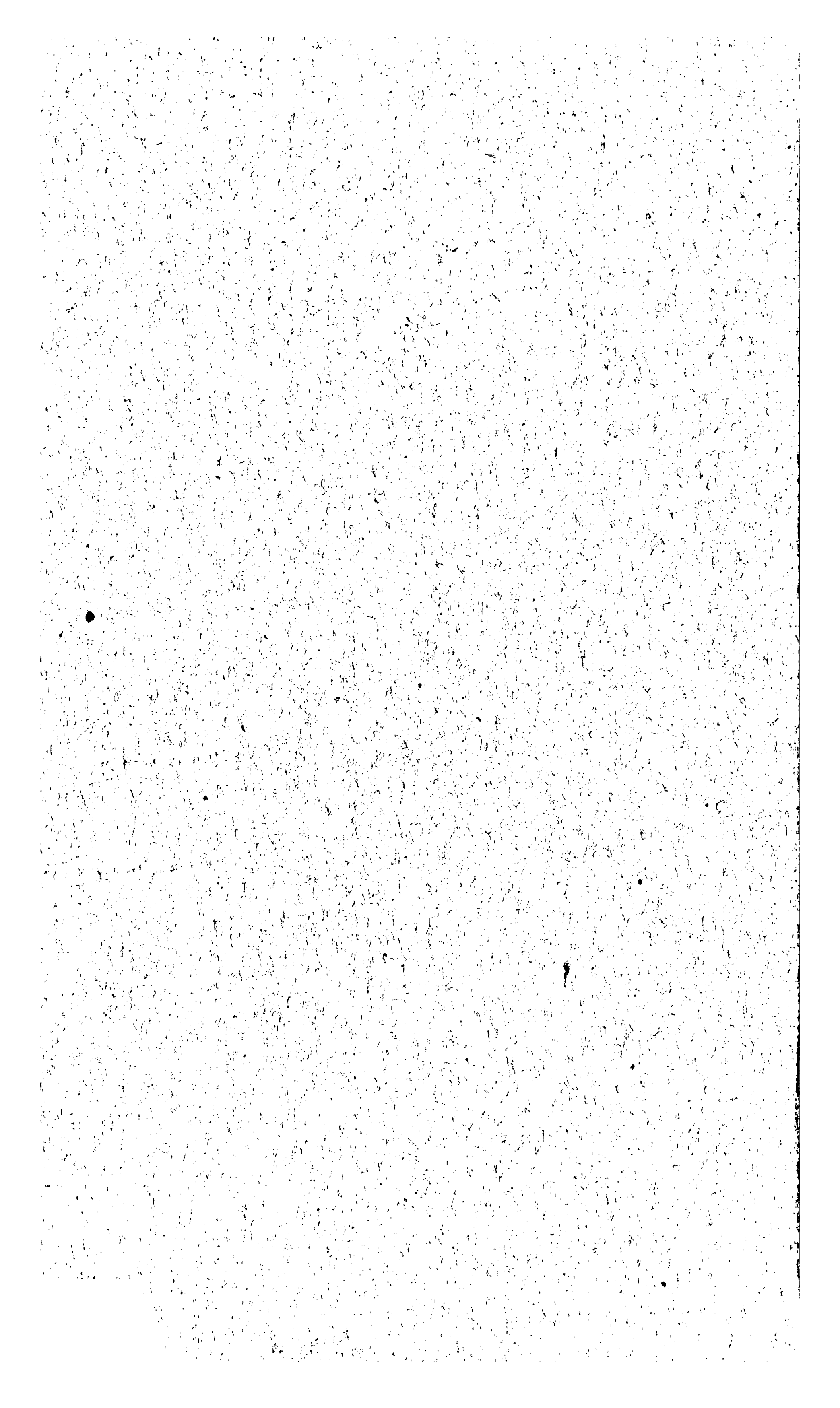


ZUR

NIBELUNGENFRAGE.

EIN VORTRAG

GEHALTEN IN DER AULA DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

AM 28. JULI

VON

FRIEDRICH ZARNCKE.

NEBST ZWEI ANHÄNGEN UND EINER TABELLE.

LEIPZIG,

VERLAG VON S. HIRZEL.

1854.

ZUR

NIBELUNGENFRAGE.

EIN VORTRAG

GEHALTEN IN DER AULA DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

AM 28. JULI

VON

FRIEDRICH ZARNCKE.

NEBST ZWEI ANHÄNGEN UND EINER TABELLE.

LEIPZIG,
VERLAG VON S. HIRZEL.
1854.

Wohl bei Ihnen Allen darf ich es als bekannt voraussetzen, dass im Laufe dieses Jahres in Betreff des bedeutendsten und von den Gelehrten mit Vorliebe behandelten Denkmales unserer mittelalterlichen Literatur, in Betreff des Nibelungenliedes, eine Ansicht aufgetreten ist, die, den wesentlichsten bisher geltenden Annahmen durchaus widersprechend, Combinationen aufstellt, welche bis dahin gewissermassen für ganz ausserhalb des Bereiches der Erwägung stehend angesehen wurden. Die Aufnahme, welche diese, vom Herrn Hofrath Holtzmann in Heidelberg angestellten, Untersuchungen gefunden haben, ist, wie das wohl zu erwarten war, eine sehr verschiedene gewesen; auffallend aber ist der diametrale Gegensatz, zu dem sich die Partheien schon jetzt gesondert haben; indem nämlich die Einen mit unverholener hoher Freude wenigstens den wichtigsten Theil dieser Untersuchungen willkommen heissen, giebt es auch nicht Wenige, die sie mit Geringschätzung, ja mit Ausdrücken der Entrüstung völlig zurückweisen. Schon dieser ganz unvermittelte Gegensatz macht es wahrscheinlich, dass hier bei der Beurtheilung der speciellen Frage Factoren sich geltend machen, die aus allgemeineren Fragen herstammen, und die das Urtheil im besondern Fall schon von vorneherein gefangen halten. Wirklich glaube ich, dass wesentlich das hier der Fall ist, und es erscheint mir daher als ein Haupterforderniss, bei der Untersuchung der einschlagenden Verhältnisse nach einer besonders strengen und objectiven Methode zu Werke zu gehen, die ihren Ausgangspunkt genau angiebt und begründet, und die keinen Schritt thut, ohne über ihn Rechenschaft abzulegen; denn nur auf diese Weise wird es möglich sein, den Punkt aufzudecken, an dessen verschiedener Auffassung die Divergenz der Meinungen eigentlich geknüpft ist; so lange das nicht geschehen ist, werden in allen ähnlichen Fällen die Gegner einander gegenüber stehen gerade als ob sie verschiedene Sprachen redeten; ist es aber gelungen, jenen Ort aufzudecken, so hat der Streit ein bestimmteres Object bekommen und die Frage kann

schärfer gefasst werden. Dazu möchte ich durch eine kurze Auseinandersetzung der verwickelten Frage, wie sie mir sich darstellt, einen kleinen Beitrag zu liefern versuchen, und die mir heute gebotene Gelegenheit ergreife ich um so lieber, mich über dieselbe auszusprechen, da ich selbst zu denen gehöre, die mit den bisherigen Annahmen gebrochen haben, und ich es mir schuldig zu sein glaube, einmal im Zusammenhange den Gang der Schlussfolgerungen bestimmt und übersichtlich darzulegen, die mich zu diesem Schritte bewogen haben; ich muss auch hier bemerken, was ich schon an anderer Stelle öffentlich ausgesprochen habe (vergl. Literarisches Centralblatt 1854, No. 7.), dass meine Zustimmung zu den Resultaten Holtzmann's, so weit ich dieselben überhaupt adoptiere, nur theilweise durch die Beweisgründe dieses Gelehrten selbst bestimmt ist, zum grössern und, für mich wenigstens, schwierigern Theile aber auf eigenen Forschungen beruht, mit denen ich gerade zum Abschlusse gelangt war, als Holtzmann's Werk erschien, durch welches das von mir vorbereitete entbehrlich gemacht ward; ich werde auf den Unterschied dieser unserer, unabhängig von einander angestellten, Untersuchungen noch kurz zurückkommen.

Ehe ich aber auf die Sache selbst eingehe, drängt es mich, noch eine Bemerkung voraufzusenden. Ich werde in der nachfolgenden Erörterung fast überall in der Lage sein, den Ansichten Lachmann's in der in Frage stehenden Angelegenheit entgegenzutreten und den Annahmen seiner Gegner beizustimmen. Ist das schon überhaupt peinlich gegenüber einem Manne von so ausserordentlichen Verdiensten, wie Lachmann namentlich um unsere deutsche Philologie sich erworben hat, so ist es doppelt peinlich für mich, der ich Lachmann's Schüler und ihm persönlich aufs Innigste verpflichtet bin. Aber mit voller Ueberzeugung spreche ich es aus, dass mir Lachmann's Ruhm durch die Aufdeckung eines Irrthums in dem vorliegenden Falle in keiner Weise geschmälert erscheint. Lachmann's Bedeutung in der Geschichte der deutschen Philologie ist eine allgemeinere, disciplinierende, sie beruht auf der Einführung einer strengwissenschaftlichen, alles Nebenwerk ausschliessenden, den Gegenstand mit Anwendung der knappesten Mittel zu erschöpfen suchenden, Methode; dass auch er einmal in einem speciellen Falle in Folge einer, wie ich glaube, vorgefassten Meinung eines Irrthums fähig gewesen, gewissermassen mit sich selbst in Widerspruch gerathen sei: das scheint mir kein sonderlicher Vorwurf zu sein, er thut wenigstens dem Werthe der durch ihn begründeten Methode keinen Eintrag.

Das Gedicht von den Nibelungen hat, seitdem man nach dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts ihm ein ernsteres Studium zuzuwenden anfieng, hauptsächlich über zwei Puncte die Ansichten der Gelehrten entzweit. Einmal in Betreff der Vorgeschichte

des Stoffes. Während man hier über die geschichtliche Grundlage der zweiten Hälfte, der Ermordung der burgundischen Könige am Hofe Etzel's, sich ziemlich verständigte, trennten sich dagegen die Meinungen scharf in Bezug auf die erste Hälfte, namentlich in Betreff der Brünhild und Siegfried's; je nach der grössern oder geringern Beweiskraft, die man der Gestalt der Nibelungensage in der Edda für die ursprüngliche Gestalt derselben innerhalb Deutschlands zugestand, entschieden sich die Gelehrten theils zu der Annahme eines mythischen, theils eines geschichtlichen Ursprungs. Bis in die jüngste Zeit ist der Streit fortgesetzt, ohne ein sicheres Resultat zu erzielen, wenn auch die mythische Ansicht die meiste Wahrscheinlichkeit errungen hat, mindestens am glänzendsten entwickelt worden ist. Der zweite Streitpunkt betraf die Entstehung des Gedichtes; er ward durch Lachmann angeregt, der 1816 mit der Ansicht auftrat, die er schon damals in einer kleinen, vortrefflich geschriebenen, Abhandlung entwickelte und später weiter ausgeführt hat, das Gedicht von den Nibelungen sei eine Sammlung einzelner Lieder verschiedener Verfasser. Diese Annahme hat von Anfang an vielen Widerspruch erfahren, sowohl von Seiten einzelner Gelehrten, wie namentlich der Dilettanten und Laien, der Verdruss über sie hat sich mehrfach mit grosser Erbitterung kund gegeben, aber eine ernste eingehende wissenschaftliche Widerlegung hat man der Ansicht Lachmann's nicht entgegen gesetzt, diese hat sich selbst in weitern Kreisen, wo man ihr practischen Einfluss doch nicht gestattete, stets des günstigen Vorurtheils grösserer Wissenschaftlichkeit erfreut und so die Reihen ihrer Anhänger allmälig immer erweitert.

In weit geringerm Grade ist die Beurtheilung der handschriftlichen Ueberlieferung, trotz der beträchtlichen Verschiedenheit dieser, Gegenstand der Discussion und Polemik geworden. Freilich hat von der Hagen seiner Ausgabe eine andere Handschrift zu Grunde gelegt, als Lachmann, aber darin scheint er doch von Anfang an mit diesem übereingestimmt zu haben, dass Lachmann's Handschrift den ältern Text enthalte, Lachmann also nur consequenter und wissenschaftlich strenger verfuhr, wenn er diesen wirklich zu Grunde legte.

Gerade diese handschriftliche Ueberlieferung ist nun aber der Punkt, von dem die Untersuchungen Holtzmann's ihren Ausgang nehmen, indem derselbe nachzuweisen sucht, dass die Lage derselben gerade die entgegengesetzte von der bisher angenommenen sei. Verwickelter wird die Frage von vorneherein dadurch, dass mit der Annahme der neuen Textesgrundlage zugleich das wesentliche Substrat der Lachmann'schen Liedertheorie aufgegeben wird. Diess ist wohl der Hauptgrund, wesshalb die Partheien in dieser Frage einander mit ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit gegenüber stehen.

Von dem Gedichte von den Nibelungen sind uns neun vollständige alte Handschriften und elf Fragmente erhalten, abgesehen von den bei Lazius citierten Stellen. Die Fragmente betragen zusammen etwa zwei Drittel des ganzen Gedichtes, sie fallen mit geringen Ausnahmen in die zweite Hälfte, von durchschlagender Wichtigkeit für die Geschichte der Bearbeitungen sind sie in kaum Einem Falle; hier dürfen wir sie füglich unberücksichtigt lassen. Von den neun vollständigen Handschriften sind drei Pergamenthandschriften des 13. Jahrhunderts, zwei Pergamenthandschriften des 14. Jahrhunderts, drei Papierhandschriften des 15. Jahrhunderts und eine Pergamenthandschrift des 16. Jahrhunderts. Von ihnen kommen zwei Papierhandschriften in Abzug, da die eine die directe Abschrift einer uns ebenfalls erhaltenen Pergamenthandschrift und eine andere noch nicht durchgehends verglichen ist; in Betracht kommen also nur sieben. Sie zerfallen in zwei Hauptklassen, die durchgreifend verschiedene Bearbeitungen enthalten, und die man füglich nach dem verschiedenen Titel, den ihnen die Schlussstrophe giebt, unterscheiden kann als der Nibelunge Liet und der Nibelunge Nôt, wie das schon von der Hagen gethan hat. Zu ersterer Klasse gehören zwei Handschriften, die Hohenems-Lassbergische (Lachmann's C) und die Wallersteiner (a), erstere auf Pergament aus dem 13. Jahrhundert, letztere auf Papier aus dem 15. Jahrhundert; wo ich diese Bearbeitung zusammenfassend citiere, werde ich sie NL nennen. Ihr gegenüber ist die Bearbeitung der Nibelunge Nôt, die ich entsprechend, sobald ich von ihr als Ganzem rede, NN citiere, an Strophenzahl die kürzere; in sich zerfallen die zu ihr gehörenden Handschriften wieder in drei Gruppen, die sich durch ein Mehr und Weniger von Strophen folgendermassen abstufen. Die meisten Strophen enthält die Familie, welche für uns repräsentiert wird durch die leider späten Pergamenthandschriften in Berlin (I) aus dem 14. Jahrhundert und in Wien (d) aus dem 16. Jahrhundert, zu diesen stellt sich noch die früher Meusebach'sche Papierhandschrift (h), die aber als blosse Abschrift von I keinen selbstständigen Werth beanspruchen kann. Ich nenne die von diesen Handschriften gegebene Bearbeitung NNI. Die nächstfolgende Gruppe ist um funfzehn bis siebenzehn Strophen kürzer, sie besteht aus zwei Pergamenthandschriften, der St. Galler (B) aus dem 13. Jahrhundert, und der sogenannten zweiten Münchener (D) aus dem 14. Jahrhundert. Ich nenne diese Bearbeitung NNII, die von NNI ausser in den Strophendifferenzen nicht sehr wesentlich abweicht; man darf sich daher erlauben, wie auch Holtzmann das thut, als beider hauptsächlichsten Repräsentanten die älteste Handschrift dieser beiden Gruppen, B, zu nehmen. An Strophenzahl die kürzeste (sie differiert von NNII um sechzig und einige) steht für sich allein die Hohenems-Münchener Pergamenthandschrift des 13. Jahrhun-

derts (A). Diese Handschrift hat eine ganze Reihe eigenthümlicher Lesarten, und nimmt insofern, auch abgesehen von der Kürzung, eine besondere Stellung innerhalb NN ein. Ganz unberücksichtigt lassen müssen wir hier die späte Papierhandschrift Hundeshagen's (b), da dieselbe noch nicht ausreichend collationiert ist. — Die Fragmente vertheilen sich ziemlich gleichmässig auf die eben genannten Gruppen, nur A steht völlig allein. Ein paar Mal haben die ältern Fragmente insofern hohen Werth, als sie, wenn die vollständigen Handschriften späterer Ueberlieferung angehören, das Vorhandensein der Bearbeitung in schon viel früherer Zeit beweisen. Dies ist namentlich der Fall bei NNI.

So stellt sich denn eine Uebersicht über die vollständigen Handschriften, mit Ausnahme von h und b, folgendermassen heraus:

I, NL. Der Nibelunge Liet.

C Hohenems-Lassbergische Pergamenthandschrift des 13. Jahrh.
a Wallersteiner Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts.

II, NN. Der Nibelunge Nôt.

1, NNI.

I Berliner Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts.
d Wiener Pergamenthandschrift des 16. Jahrhunderts.

2, NNII.

B St. Galler Pergamenthandschrift des 13. Jahrhunderts.
D Münchener zweite Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts.

3.

A Hohenems-Münchener Pergamenthandschrift des 13. Jahrh.

Es fragt sich nun: Welche der beiden Bearbeitungen ist die ursprüngliche und welche die Ueberarbeitung? und für den Fall, dass man die Nibelunge Nôt für die ursprüngliche erklärt, fragt es sich weiter: Ist das Stufenverhältniss der Handschriften, wie es die verschiedene Strophenzahl darstellt, anzusehen als ein allmäliges Verkürzen, oder als ein allmäliges Vermehren? geht hier der Gang abwärts von Id zu A, oder aufsteigend von A zu Id, an welche letztere sich dann das Nibelunge Liet, eine abermalige Vermehrung mit einer völlig neuen Bearbeitung verbindend, anschliessen würde.

Das eben ist im Augenblicke der Streitpunkt. Die letztere Ansicht nämlich, A zu C in aufsteigender Linie, war die bis jetzt allgemein angenommene oder doch zugestandene Annahme Lachmann's, und dieser gegenüber ist neuerdings Holtzmann aufgetreten mit der Behauptung, das Nibelunge Liet enthalte die ursprüngliche Bearbeitung, die sich in absteigender Linie bis zu A verändert und verkürzt habe. Nach Lachmann ist A die

Grundlage der Kritik, nach Holtzmann der letzte, kritisch völlig nutzlose, Absenker.

Die Ansicht Holtzmann's ist es, welche ich theile.

Im Folgenden will ich mich nun bemühen, schrittweise vorzugehen, in kurzen und bestimmten Schlüssen. Die Entwickelung wird dadurch ein etwas pedantisches Ansehen gewinnen, aber gewiss das Gute haben, dass den Gegnern die Möglichkeit gegeben wird den Punct genau zu bezeichnen, wo ein Fehlschluss oder eine Nichtbeachtung hergehöriger Thatsachen meinen Beweisgang stört. Nur hierauf darf es mir ankommen; beweisende Einzelheiten beizubringen, gestattet schon die Kürze der mir zugemessenen Zeit nicht. Auch glaube ich nicht, dass ich Thatsachen anführen werde, deren Vorhandensein die Gegner leugnen möchten. Jedesfalls werde ich diesen Einwurf abwarten dürfen.

Prüfen wir zuerst den äussern Werth der Handschriften, so ist unbestritten C die älteste schönste und sorgsamste, ja sie ist eine der sorgsamsten und correctesten mittelhochdeutschen Handschriften überhaupt, jünger und minder sorgsam ist B, noch jünger und ganz flüchtig und sorglos, ohne alle Sauberkeit geschrieben, ist A. Ja, nehmen wir die erhaltenen Fragmente als Beweise für das Alter der Bearbeitungen zu Hülfe, so finden wir durch alle Bearbeitungen eine ziemlich wahrscheinliche Stufenleiter, nicht bloss der Sauberkeit und Correctheit, die zu dem absteigenden Gange C zu A in parallelem Verhältniss steht.

Aber das Alter der Handschrift und die zufällige Eigenheit des Schreibers entscheidet nicht in letzter Instanz über den Werth eines Textes. Wie leicht kann der ursprüngliche Text zufällig in später Abschrift von der Hand eines sorglosen Schreibers erhalten sein, während die ältern Handschriften verloren giengen, und wie leicht kann dagegen ein früh verderbter Text in einer Handschrift aus älterer Zeit gerettet sein, die ein genauer Schreiber prachtvoll copiert hatte.

Wir haben also den innern Werth ins Auge zu fassen. Aber auch da steht das Urtheil fest: den saubersten, am harmonischsten in sich zusammenhängenden Text liefert C, je mehr wir uns A nähern, um so unzusammenhängender widerspruchsvoller ungereimter wird der Text; je weiter wir uns von A entfernen, um so besser wird derselbe.

Also, äussere wie innere Gründe verleihen C den höhern Werth, sprechen dafür, dass wir auch hier den bei Handschriften, man kann sagen, der Natur der Sache nach hergebrachten Stufengang allmäliger Verschlechterung im Laufe der Zeit vor uns haben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, die Kritik hat hierauf hin so lange C für die ursprüngliche Bearbeitung zu halten, bis überzeugende Beweise geliefert sind, dass in diesem Falle ein von dem sonstigen Verfahren abweichendes einzuhalten sei. Wenn

daher Lachmann den folgenden Verlauf annimmt, der Text in A sei in B (hier, wie oben angegeben, als Repräsentant von NNI u. II. genommen) von einem „Kritiker“ (vergl. Ursprüngl. Gestalt der N. N. S. 72.), dann in C abermals von einem „Kritiker“ (vergl. die Ausgabe der N. N. S. IX.) überarbeitet gebessert und geglättet, oft mit glänzendem Talente, und so habe das Gedicht, nachdem es bereits vollständig ausgegeben gewesen, eine stufenweise Verbesserung und höhere Vollendung erfahren, so muss doch der Grund zu einer solchen Annahme nachgewiesen werden. Dass es trotz des oben genannten Verhältnisses der Texte und der Handschriften einen solchen geben **kann**, darf nicht geleugnet werden, aber dass er, soll nicht alle Strenge der Methode wählerischer Willkür das Feld räumen, dargelegt werden muss, um ihn geltend zu machen: bedarf das eines Beweises?

Dennoch ist eine solche Darlegung nirgends geliefert, oder auch nur angedeutet worden, die Handschriften sind einer Discussion in Rücksicht auf diese Frage nie unterworfen, Lachmann's Wahl der Handschrift A tritt ohne Begründung auf, dem Leser es überlassend, dieselbe selbst zu finden, das gelehrte Publicum hat nie einen ernsten Zweifel geäussert, nie den Beweis verlangt. Man wird das, glaube ich, schon nach wenigen Jahren unbegreiflich finden.

Aber bei wissenschaftlichen Annahmen giebt es keine Verjährung. Die Frage nach dem Beweise ist heute so berechtigt, wie zur Zeit, wo die Handschriften zuerst bekannt wurden, und diejenigen, welche auf der natürlichen Basis C stehen bleiben, haben das vollständige Recht, **ihn noch heute von den Anhängern von A nachgeliefert zu verlangen.**

Ohne jedoch die Führung desselben abzuwarten, will ich nicht anstehen, schon jetzt den Gegenbeweis zu versuchen.

Die Gründe, welche von der zunächst liegenden natürlichen Auslegung der Ueberlieferung abzugehen bewegen dürften, können doppelter Art sein.

1) ganz ausserhalb der Handschriftenfrage stehend. Es wäre der Fall denkbar, dass sich nachweisen liesse, dass aus Gründen, die entweder mit der handschriftlichen Ueberlieferung überhaupt, oder wenigstens mit der Handschriftendifferenz Nichts zu thun haben, mit Nothwendigkeit oder doch mit grösster Wahrscheinlichkeit folge, dass die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes so gewesen sein müsse, wie wir es in A finden, dass sie nicht so gewesen sein könne, wie es in C vorliegt.

2) innerhalb der Handschriftenfrage stehend. Es könnte sich bei genauerem Eingehen auf die Differenz der Texte herausstellen, dass dieselbe der Art sei, dass ein Uebergang von C zu A unmöglich, oder doch im höchsten Grade unwahrscheinlich sei. Dass wir bei einem so wichtigen Gegenstande, ehe wir uns etwas



Abnormes aufdrängen lassen, die Beweise strenge verlangen müssen, liegt auf der Hand.

Ich wende mich zu dem ersteren Punkte.

Da tritt uns, mit vollem Gewichte in die Wagschale fallend, Lachmann's Annahme entgegen, dass das Gedicht von den Nibelungen entstanden sei aus Vereinigung einzelner, unabhängig von einander von verschiedenen Dichtern für die mündliche Tradition verfasster, selbstständiger Lieder, sogenannter Volkslieder. Wird diese Entstehungsart bewiesen, waren die einzelnen Theile des Gedichtes in der That ursprünglich selbstständige Ganze, die ohne beabsichtigten Bezug auf einander standen, so ist sehr wahrscheinlich, dass, als sie zusammengesetzt wurden, noch manche Incongruität zwischen ihnen blieb, die der Zusammensteller nicht gleich anfangs entfernte; es wäre dann nicht unwahrscheinlich, dass er selbst oder andere fortgefahren hätten zu bessern und auszufeilen. Nähme man dazu, was man wohl zugeben darf, dass jene, im Volksmunde lebenden kleineren Lieder in springendem Balladentone verfasst waren, so würde allerdings diejenige Handschrift nicht geringe Wahrscheinlichkeit für sich haben, den ersten Act der Sammlung zu überliefern, die uns dies anfängliche Bild am anschaulichsten wiederspiegelte, und das wäre A mit seinen vielen Ungereimtheiten und Widersprüchen, mit seinen, die behagliche Erzählung so oft unterbrechenden, Sprüngen. Ohne Frage hat, nach manchen Andeutungen, Lachmann seine Aufstellung des handschriftlichen Entwickelungsganges auf diese Schlussfolgerung gegründet, er hat sich für A entschieden, weil er den Beweis für seine Volksliedertheorie schon als geliefert ansah.

Es tritt also die Frage auf: worauf stützt sich dieser Beweis Lachmann's?

Es kann hier nicht meine Absicht sein, diese Frage weitläufig zu erörtern, hier kommt es nur darauf an: steht Lachmann's Beweis ausserhalb der Handschriftenfrage? Denn nur wenn dies von ihm behauptet werden kann, ist er für unsere Hauptfrage von irgend welchem Belange.

Man hat neulich behauptet, das sei bei Lachmann's 1816 gegebener Entwicklung wirklich der Fall; damals habe er die Handschriftendifferenz noch gar nicht gekannt und doch schon den Nachweis seiner Liedertheorie geführt. Diese Behauptung beruht aber auf einem Irrthum; Lachmann war 1816 bereits über das Verhältniss von A B und C im Allgemeinen sehr wohl unterrichtet, er erklärte schon damals B und C für Verbesserungen und Interpolationen, A für die ursprüngliche Gestalt. Sein Beweis für die zweite Hälfte des Gedichtes stützt sich hauptsächlich auf die Differenzen zwischen den Nibelungen und der Klage, die meistens nur die Bearbeitung NN treffen, in C sich nicht finden, in der ersten Hälfte dagegen eben auf die Strophendifferenzen zwischen A



und B. Also ausserhalb der Handschriftendifferenz steht dieser Beweis nicht, und dann: wird man ihn wirklich für geführt halten, selbst die handschriftliche Grundlage für einen Augenblick zugegeben? ist er in irgend einem Punkte genügend? geht er in irgend einem Punkte, auch wenn man die Leichtigkeit und Wohlfeilheit der Strophenentfernungen gar nicht in Anschlag bringt, über das Mass des Plausibeln hinaus? und hat die Wissenschaft nicht einen höhern Massstab als diesen, hat sie ein Recht, auf ein solches Resultat hin irgend etwas Wichtiges weiter zu bauen? Ist eine neue und pikante, interessante Perspectiven eröffnende, Ansicht schon dadurch bewiesen, dass es Vergnügen gewährt, in ihr seine Phantasie spazieren zu führen?

Anders steht es mit Lachmann's Beweisführung in den Anmerkungen von 1836. Da ist der Beweis meistens, wie ich zugestehen will, annehmlicher, obwohl durch die von Jakob Grimm aufgedeckte Voraussetzung der Strophen-Heptaden, die, wie sich nachweisen lässt, für sämmtliche zwanzig Lieder von Lachmann angenommen ward, auch hier das Resultat im Einzelnen im Fundament angegriffen ist. Aber darf man die Grundlage zugeben? Dieser Beweis ist ja bereits durchaus und allein auf A gegründet, und so haben wir eine augenfällige petitio principii vor uns. In Folge seiner Lieblingsansicht entschied sich Lachmann, den sonst geltenden Grundsätzen entgegen, für eine Handschrift, durch die selbst die scheinbare Begründung jener Ansicht erst möglich ward.

Also behaupte ich: Lachmann's Beweis ist, wo er ausserhalb der Handschriftendifferenz steht, nicht genügend, und wo er genügender ist, steht er nicht ausserhalb der Handschriftenfrage.

Damit meine ich den ersten Punkt erledigt zu haben. Erst, wenn die Liedertheorie mit Beweisversuchen auftreten sollte, die auf C gestützt sind, wird es nöthig sein, ihr eine eingehende Widerlegung zu widmen.

Hier will ich nur noch zwei Punkte erwähnen, die ausserhalb der Specialuntersuchung stehen, die aber, weil sie mehr an die Phantasie und das Gefühl appellieren, als an den, den einzelnen Fall scharf ins Auge fassenden, Verstand, gemeiniglich als die leidenschaftlichsten Verbündeten der Liedertheorie auftreten.

Es ist einmal die Analogie des Homer und, was man auch wohl hat heranziehen wollen, des altfranzösischen Epos. Ich würde diese Analogie entschieden zurückweisen, selbst wären auf jenen Gebieten alle Behauptungen bewiesene und ganz entsprechende Thatsachen, was sie nicht sind. Derartige, von aussen blendend hereinfallende, Schlaglichter verwirren nur und gewähren in keinem Falle ein aufklärendes Licht. In einer speciellen Frage etwas auf sie zu begründen, würde ich für unverzeihlich halten. Wir, die wir unsere Literatur über vier Jahrhunderte jenseits der Nibelungen verfolgen können, und zwar nicht nur nach viel-

fachen Zeugnissen, sondern auch in reichen Denkmalen, und wenn auch nur Eines Kreises der Literatur, so doch gerade des überwiegenden massgebenden, des Kreises, der den Reim durchgesetzt hat: wir bedürfen wahrlich keiner von fernher, von Völkern ganz verschiedenen Characters, hergeholten Analogie. Eine solche dürfte selbst in vergleichenden Literaturgeschichten nur, wenn sie bewiesene Thatsache wäre, auftreten, nicht selbst als Beweismittel dienen. Dass Lachmann's Untersuchungen eingestandenermassen angeregt sind durch Wolf's Untersuchungen über Homer, lässt mich von vorneherein über seine Unbefangenheit sehr bedenklich urtheilen.

Zweitens aber vermischt man mit der speciellen Nibelungenfrage die allgemeinere von dem Zustande des Epos überhaupt in der Zeit der noch lebendig fortdauernden mündlichen Tradition (wenn auch schon geschriebene Literatur zur Seite gieng). Man hat für die Gestalt und die Geschichte des Epos in jener Zeit sich aus Analogien Zeugnissen und Fragmenten ein bestimmtes Bild entworfen, das ich keinen Grund habe hier anfechten zu wollen, wenn ich auch in manchen Puncten abweichender Ansicht bin. Die Aufstellung dieses wird für einen besondern Gewinn unserer Literaturgeschichte erachtet, und dies nun hält man, wie mir scheint, für gefährdet, wenn die Liedertheorie sich in Betreff der Nibelungen nicht durchführbar erweist.

Ich aber wüsste nicht, wie es kommen sollte, dass jene allgemeine Frage und diese ganz specielle in irgend einer Weise solidarisch verhaftet wären.

Dass der Stoff der Nibelungen und verwandter Gedichte in mündlicher Tradition in Liedern, und dann natürlich in kürzeren, fortgelebt hat, das wissen wir, und das könnten wir annehmen, selbst wenn es uns nicht durch besondere Zeugnisse überliefert wäre. Aber das schliesst doch die Möglichkeit nicht aus, dass zu einer Zeit, wo jedes Jahr grosse weitläufige Epen brachte, derselbe Stoff auch zu umfassenderer Darstellung ausgedehnt ward. Ja ich behaupte, dass nach den Gedichten der sogenannten Spielmannspoesie des 12. Jahrhunderts, namentlich nach Gedichten, wie der König Rother, ein der Entwicklung des ritterlichen Epos entsprechender Fortschritt auch jenes Kreises zu Epen, wie die Nibelungen sind, fast nothwendig gefordert wird, ja dass das Fehlen eines solchen eine empfindliche Lücke in unserer Ueberlieferung würde vermuthen lassen. Und nun, wenn der Trieb, auch diesen Stoff zu grösseren Epen zusammenzustellen, einmal erwacht war, was ist da das Wahrscheinlichere, dass derselbe lebendig ward in einem grossen Dichter, der den Stoff in Einem Zusammenhange reproducierte, oder dass er erwachte in einer pedantischen geschmacklosen Seele, die doch wieder sinnig genug war, die bedeutende Anzahl von zwanzig Liedern in verschiedenen Gegenden des Landes aufzuspüren, aus dem Volksmunde aufzunehmen, mit einer

Sorgsamkeit und Correctheit, der ich im Mittelalter nichts Aehnliches finde, sie aufzuschreiben, fast unberührt zusammenzustellen, dann aber mit erbärmlichen eigenen Pfuschereien zu umkleistern? Ich glaube, allgemeine Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen nicht für die Zusammensetzung aus Liedern, auch wenn man gar nicht jene, mir unerträglich scheinenden, Consequenzen ins Auge fasst, die gerade, sobald man den Beweis für geliefert annimmt, auftreten.

Und umgekehrt, wenn die Liedertheorie aufgegeben wird, fallen damit zugleich die Annahmen über die Entwicklung des sogenannten volksmässigen Epos der nationalen Ueberlieferung in der früheren Periode? Darf man schliessen: weil die Nibelungen nicht zusammengesetzt sind aus einzelnen, aus dem Volksmunde aufgenommenen Liedern, so haben derartige Lieder gar nicht existiert, oder ihre Existenz ist wenigstens weit unwahrscheinlicher geworden? Ich begreife nicht, wie man so würde sagen können. Jene Annahmen beruhen, mir wenigstens, auf ganz anderen Gründen, theils der Naturgemässheit, theils der Ueberlieferung. Auf die Nibelungenlieder wird man sie gewiss nicht begründen können, denn wäre das nicht wieder eine petitio principii?

Also Gründe ausserhalb des Gedichtes sprechen auch nicht annäherungsweise zwingend für die Annahme einzelner Lieder, die Gründe, welche auf das Gedicht selbst basiert sind, beruhen auf einer petitio principii: also kann jene Theorie kein Beweggrund für uns werden, von der natürlichen Lage der handschriftlichen Ueberlieferung abzugehen.

Ich gehe über auf den zweiten Hauptpunct meines Gegenbeweises. Ergiebt eine Vergleichung der verschiedenen Bearbeitungen, dass die Annahme einer allmäligen Correctur von A zu C hin wahrscheinlicher ist, als die einer allmäligen Handschriftendepravation von C zu A hin? Das letztere ist freilich im Allgemeinen das bei Weitem Gewöhnlichere, aber Beispiele haben wir, und gerade in der Literatur des 13. Jahrhunderts, auch mehrfach vom Gegentheile; ich erwähne nur die Bearbeitung des Reinhart und des Rolandsliedes.

Aber da zeigt sich uns auch gleich ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Correcturen und den bei den Nibelungen angenommenen. Dort nämlich bietet, wie das naturgemäss ist, der bessernde Text das Gewand der jüngeren Zeit, die alterthümlichen Reime, die selteneren, nicht allgemein verständlichen, Worte und Ausdrücke sind entfernt. Aber bei den Nibelungen ist es anders, da bietet C bei gleichen Reimen die seltneren Formen und Ausdrücke, ja gerade, wo dies in C besonders der Fall ist, finden wir abweichende Lesarten in der gegenüberstehenden Bearbeitung, die ganz und gar auf ähnlichen Motiven zu beruhen scheinen, wie jene Correcturen in den genannten Dichtungen. Also das oft höhere

Alter der äusseren Gestalt des Textes unterstützt die oben entwickelte natürliche Grundlage.

Indess, habent sua fata libelli! warum sollte nicht trotzdem das Schicksal in diesem Falle uns einen Possen gespielt, und eine endlose Verwirrung angerichtet haben, die einem späteren Forscher wieder zu entwirren aufbehalten ward? die jüngern Formen in NN könnten ja auch nur Schuld der jüngeren Schreiber sein. Vergleichen wir daher die Texte auch auf ihren Inhalt hin.

Hier befinden wir uns nun auf einem sehr schlüpfrigen Gebiete, weil hier die subjective Empfindung der einzige Massstab ist, nach welchem die grössere oder geringere Wahrscheinlichkeit bestimmt werden kann. Wie selten, sowohl in Betreff der Strophendifferenzen wie der Lesarten, wird sich mit Sicherheit ein Beweis liefern lassen, was das Bessere, und, worauf es hier ja noch mehr ankommt, was das Ursprünglichere sei. Hier vor Allem gilt es Bescheidenheit des Urtheils und des Ausdrucks, um nicht unwahr zu werden, hier vor Allem wird man sich hüten müssen, durch Aufregung und Leidenschaft die Netzhaut des geistigen Blicks der zu reiner Auffassung und Wiederspiegelung des Bildes nöthigen Ruhe zu berauben. Wenn es z. B. in C heisst, die Quelle, an der Siegfried erschlagen sei, sei da und da noch zu sehen, so kann das füglich aufgefasst werden als der Zusatz eines Ueberarbeiters, der diese seine Kenntniss an den Mann bringen wollte, aber warum der ursprüngliche Dichter diese Strophe nicht sollte haben schreiben können, das ist nicht wohl abzusehen, und wir können es uns ebenso gut erklären, dass ein eilfertiger Schreiber diese Worte, als nichts Wesentliches und für den Fortschritt der Handlung Wichtiges enthaltend, fortliess. Hier mit einem Trumpfe sich für die eine oder die andere Handschrift entscheiden zu wollen, ist schwerlich erlaubt. Und wie oft kann ein ähnlicher Fall des Zweifels eintreten in der behaglichen Breite der Erzählung namentlich des ersten Theils, wie leicht kann da eine Differenzstrophe als unnöthiger Zusatz erscheinen, wenn sie anscheinende Bagatelle, Kleidungen, Waffen u. s. w. behandelt, oder wohl nur einen Uebergang zu vermitteln sucht? Niemand aber, der mittelhochdeutsche Literatur kennt, wird leugnen wollen, dass man die Bedeutung dieser Dinge für die Erzählung nicht nach dem Geschmack unserer Zeit beurtheilen dürfe, Niemand wird behaupten wollen, dass derartige Schilderungen ungehörig seien, Niemand wird daher, wenn er besonnen ist, die Möglichkeit abweisen wollen, dass alle derartigen Differenzstrophen auch Auslassungen eilfertiger Schreiber und Bearbeiter sein können. Aus diesen Gründen ist in den meisten Fällen ein Parlamentieren über das Mehr oder Minder der Strophenzahl sehr unerquicklich; was durchaus nothwendig war, wird kaum ein Schreiber fortgelassen haben (nur A thut es zuweilen) und was nicht durchaus nothwendig ist, das

wird man leicht für zugesetzt erklären können. Nicht viel anders geht es mit den Lesarten. Da die Abweichungen zum grösseren Theile nicht in gewöhnlichen Schreibervarianten bestehen, und da der Grundsatz, das Bessere und Edlere für das Ursprünglichere zu halten, für die Nibelungen nicht gelten soll, so wüsste ich keinen Massstab anzugeben, nach welchem hier das Ursprünglichere zu ermitteln wäre.

Um so mehr kommt es hier darauf an, zu bestimmen, wer den Beweis anzutreten hat, und dass das die Anhänger von A sind, liegt auf der Hand. Diese müssen beweisen, dass A nicht aus C entstanden sein könne; so lange sie diesen Beweis nicht mit einiger Strenge geliefert haben, gilt, gerade je subjectiver die hinzukommenden Entscheidungsgründe sind, um so nothwendiger die aus den übrigen unangefochtenen Gründen wahrscheinlichere Annahme. Beweisen sich dabei die Anhänger von C störrig, so wird das Urtheil der Geschichte sie schon strafen, aber sie allein haben das Recht und das volle Recht, den Beweis zu verlangen und eventualiter abzuweisen. — Wenn nun aber gar der Nachweis geliefert wird, dass in NN und namentlich in A offenbare Lücken enthalten sind, so wird man zugeben, dass die letzte Position verloren ist, die A inne hatte. Dass aber A evidente Lücken hat, das ist, behaupte ich, bereits von Holtzmann genügend nachgewiesen, und derselbe hätte noch weit schlagendere Stellen auswählen, und diese noch weit schlagender darlegen können (vergl. Anhang I).

Dass nun A aus C nicht habe entstehen können, werden die Anhänger von A nicht beweisen können. Ich aber will abermals mit ein paar Andeutungen den directen Gegenbeweis zu liefern suchen, indem ich den Gang von C zu A als einen leicht erklärlichen, den von A zu C aber als in unlösbare Widersprüche verwickelnd nachweise.

Eine Betrachtung des Handschriftenverhältnisses von C aus hat, ich sage daran nicht zu viel, bisher ganz ausserhalb unsers Gesichtskreises gelegen, fast wie ausserhalb des Gebietes der Möglichkeit stehend. Ich wage zu behaupten, dass der Gedanke auch Lachmann ganz ferne gelegen hat. Das beweisen seine Worte in der Vorrede zu seiner Ausgabe: „Die Handschrift C habe ich in Eppishausen nur sehen wollen“, d. h. ohne Zweifel, nach Lachmann's knapper Weise sich auszudrücken: sie genau durchzugehen, mich umfänglicher mit ihr zu beschäftigen, lag keine Veranlassung vor, das beabsichtigte ich nicht. So sicher war Lachmann über den Unwerth von C für seinen Zweck schon zu einer Zeit, wo noch kein Abdruck derselben existierte. Diese Combination C zu A zuerst aufgestellt, und im Allgemeinen mit klarem und sicherem Blicke ausgeführt zu haben, das bleibt für immer das Verdienst Holtzmann's.

Dass eine Vergleichung der Bearbeitungen von C auszugehen habe, wird nach dem bisher Gesagten wohl Niemand mehr in Zweifel ziehen; die Gegner von C werden sich dem am allerwenigsten widersetzen dürfen, denn sie werden doch wohl C auch einmal dasselbe unermessliche Vorrecht gestatten, das A so lange Jahre genossen hat. Wie wesentlich aber für die Beurtheilung es ist, ob man etwas in ungestörtem Zusammenhange liest, oder es als Variante an einen anderen, einmal in die Vorstellung aufgenommenen, Zusammenhang anflickt, kann nur der leugnen, der solche Untersuchungen nie angestellt hat, oder nicht im Stande ist, die Vorgänge während des eigenen Erkennens zu beobachten.

Von C zu A finde ich Stufe für Stufe alle wesentlichen Veränderungen motiviert, alle das Bild eines bestimmten Charakters des Ueberarbeiters offenbarend.

Wesentlich in Betracht kommt hier die erste durchgreifende Bearbeitung, die, durch welche das Nibelunge Liet zur Nibelunge Nôt ward; am vollständigsten ist dieselbe in Id erhalten, leider in späterer Ueberlieferung.

Der Ueberarbeiter offenbart sich als einen Bänkelsänger, der, wenig begabt, sich um so mehr anstrengt, entweder, was in C mit grossartiger Einfachheit gesagt ist, zu übertreiben, oder die Situation complicierter zu machen, oder Witze zu reissen. Es ist ein recht geschmackloser Bursche, kaum an Einer Stelle ist seine Veränderung keine Verschlechterung.

Als die Brünhild von Island abreist, findet vorher eine Vertheilung von Gold Silber Rossen und Gewand statt, wie das durch die Sitte nothwendig erfordert ward. Mit wenigen Zeilen wird das in C einfach mitgetheilt. Der Ueberarbeiter macht daraus einen ganz pointelosen unpassenden ja abgeschmackten Scherz. Nach ihm nämlich bittet die Königinn einen der fremden Burgunden, sich des Geschäftes der Vertheilung zu unterziehen (was schwerlich überhaupt durch die Sitte gestattet war); Hagen thut es, geht aber so verschwenderisch zu Werke, dass die Königinn voller Angst zu ihrem Gatten läuft, und sich bei ihm über dies Unwesen bitter beklagt, sie wolle es schon selber verstehen, ihre Habe durchzubringen, und brauche dazu Hagen nicht; und als man dann abreist, da sieht sie ängstlich darauf, dass ja ihre eigenen Kämmerer bei ihren Schätzen seien, weil sie den Burgunden nicht traut, worüber Günther und Hagen weidlich lachen. Diese Anecdote ist der Würde der Personen und der Situation wie der Intention des Dichters an jener Stelle so unangemessen, wie nur möglich.

Als bei der Heimkehr ein Bote nach Worms vorausgesandt werden soll, um den Fürstinnen vorläufigen Bericht über den Erfolg der Fahrt abzustatten, bittet Günther auf Hagen's Rath den Siegfried darum, und dieser ist in C, wie sich von selbst versteht,

sofort bereit, diesen angenehmen Auftrag seines königlichen Freundes und Wirtes auszuführen. Anders in NN, da schlägt er es erst ab,

> dô widerredete iz Sîvrit,
> der vil küene man,
> unze daz in Gunther
> sêre vlêgen began.

Wie geradezu unmöglich wäre ein so albernes Betragen nach den feinen höfischen Sitten jener Zeit dem Siegfried gewesen, dem Könige einen solchen Wunsch abzuschlagen. Der Ueberarbeiter änderte so, um mit derbern Farben aufzutragen, dass dem Siegfried besonders um Kriemhild'ens willen die Botschaft erwünscht war, denn in deren Namen wiederholt dann Günther in NN seine Bitte, worauf Siegfried sofort einwilligt.

Als Kriemhild mit Siegfried von Worms abreist, um ihm in sein Reich zu folgen, wird ihr gestattet, einen Theil der Dienstmannen mitzunehmen, was sie thut. Hier lässt NN sie den Hagen bitten mit ihr zu ziehen, der ihr zornig eine abschlägige demüthigende Antwort giebt. Das ist vor dem Streite der Königinnen, als Kriemhild noch in ungetrübter Freude nicht nur das Schosskind des Dichters, sondern noch des ganzen Hofes ist. Wie wenig konnte es in der Intention des Dichters liegen, sie in eine solche Situation zu versetzen, die sein ganzes Bild schmählich verunstaltete. Das ist ein bänkelsängerischer Reflex aus dem zweiten Theile des Gedichtes in den ersten.

Diese Anecdoten characterisieren die ganze Bearbeitung, aus ähnlichen Motiven sind fast alle zugesetzten Strophen erwachsen, denselben Ton tragen die abweichenden, oft witzig sein sollenden, Ausdrücke, wo C einen einfach angemessenen hat. Uebrigens liess der Bearbeiter, dem es hauptsächlich auf dickeres Auftragen der Farben ankam, gerne fort, was entbehrt werden konnte; so fehlen mehr als funfzig Strophen, namentlich oft, an zehn Stellen, die schönen Schlussstrophen der Aventiuren, die meistens die Erzählung nicht mehr fortführen, in denen aber oft in ernst tragischer Betrachtung mit dem Vorhergehenden abgeschlossen und auf das Folgende hingewiesen wird. Einige Lücken sind vielleicht bloss Schreibfehler.

Neben Id enthält DB nicht eine neue Bearbeitung, sondern nur eine Kürzung, um funfzehn Strophen etwa, die, vielleicht ohne Absicht, vielleicht auch, weil sie dem Schreiber entbehrlich schienen, fortgelassen sind. Durch diese Gruppe erst ist die wahnsinnige Annahme in das Gedicht gekommen, Kriemhild habe ihren Sohn in den Saal tragen lassen, damit durch dessen Ermordung das Signal zum allgemeinen Morden gegeben werde, was, nebenbei gesagt, nicht einmal geschieht. Die Entstehung dieses tollen und gedankenlosen Einfalls liegt klar vor. C liesst einfach:

Dô die fürsten gesezzen
wâren überal,
unt nu begunden ezzen,
dô wart in den sal
getragen zuo den fürsten
daz Ezelen kint:
dâvon der künec rîche
gewan vil starken jâmer sint.

Dafür setzt NNI, auch im Anfang wohl kaum die richtigere Lesart bietend, in der letzten Zeile sicher verändernd:

Dô die fürsten alle
gesâzen überal,
unt ezzen begunden,
Kriemhilt hiez in den sal
tragen dar ze tische
den Ezelen suon.
wie moht ein wîp durch râche
immer vreislîcher tuon.

Es ist nicht klar, aber schwer zu glauben, dass bereits NNI hier der Kriemhild die oben genannte Absicht unterschieben will, der letzte Vers kann auch ein allgemeiner Ausspruch sein, der sich nicht speciell auf die vorhergehenden Zeilen bezieht; so aber versteht NNII die Stelle, und ändert danach:

Dô der strît niht anders
kunde sîn erhaben
(Kriemhilt leit daz alte
in ir herzen was begraben),
dô hiez si tragen ze tische
den Etzelen suon.
wie kund ein wîp durch râche
immer vreislîcher tuon?

Schon aus dieser Strophe sieht man, dass NNII noch mehr darauf ausgieng, derb aufzutragen als schon NNI. Das zeigt sich ebenso deutlich noch an mehreren Stellen. Schon NNI hatte den Gegensatz zwischen Kriemhild und Hagen im zweiten Theile des Gedichtes in unschöner und unpsychologischer Weise übertrieben, indem sie jede Gelegenheit ergriff, Hagen als Tugendhelden, Kriemhild als bösartiges, keine Entschuldigung verdienendes, Weib darzustellen. NNII geht hierin noch weiter, nicht nur durch Veränderung jener Strophe, sondern auch durch Fortlassung von noch ein paar anderen, die Kriemhild minder schuldig darstellen wollen.

Diese Angaben genügen zur Characteristik der Bearbeiter; dass auf diese Weise das in einfacher Grösse erhabene Werk durch dichterische Impotenz und Ungeschmack im Einzelnen ver-

schnörkelt und entstellt werden konnte, ist sehr leicht begreiflich und aus dem Entwickelungsgange des Epos wohl erklärlich. Es ist derselbe Trieb, der in der Bearbeitung des Sigenot zum Vorschein kommt, und der noch carrikierter in Hundeshagen's, leider noch immer nicht collationierter, Handschrift zu Tage tritt, im Einzelnen die Zuhörer, wo möglich durch Burlesken, zu amüsieren. So wird in Hundeshagen's Handschrift, als Dietrich die Burgunden vor Kriemhild warnt, erzählt, diese habe drei Röhren mit Schwefel und Kohlen, also mit Pulver, vergraben lassen, um die Burgunden in die Luft zu sprengen. So haut zuletzt Hildebrant die Kriemhild mitten durch, und als sie des Hiebes spottet, lässt er sie einen Ring aufheben, wobei sie in zwei Stücke bricht. Das ist der rohe Bänkelsänger des 14. und 15. Jahrhunderts, in NNI und II zeigt sich der des 13ten.

Ganz für sich allein, und verdientermassen allein, steht A, welche, ausser einzelnen Strophen nebenbei, in der Werbung Günthers um Brünhild fortlässt, was irgend entbehrlich ist; und da nicht eben Wichtiges vor sich geht, so ist, zumal bei bescheidenen Ansprüchen an Stil und Zusammenhang, Vieles entbehrlich; so fehlen auf kurzem Raume sechzig Strophen. Wer sich einmal mit eingehender Liebe um C bekümmert hat, und wer lebendig in den Sitten Anschauungen und Situationen jener Zeit steht, der wird schwerlich diese Strophen für überflüssig halten; wie man aber ferner noch behaupten will, A enthalte überhaupt keine Schreiberlücken, das verstehe ich nicht, und das kann ich nicht eher glauben, als bis man es öffentlich wiederholt. Dass sich einige gute Lesarten wohl auch noch in A erhalten haben, wo die übrigen Handschriften bereits Verderbtes bieten, kann man gerne zugeben; ob auch gegenüber C, möchte ich im Augenblicke nicht bestimmt behaupten, es sei denn etwa die Stelle, wo es nach Siegfried's Ermordung heisst: 'Im ragete von den herten ein gêrstange lanc', wo auch C nebst den übrigen 'herzen' liest, möglicherweise auch noch die eine oder die andere Stelle. Im Allgemeinen aber ist A der verlorenste Posten, auf dem sich die Vertheidiger einer Textesüberlieferung je können befunden haben.

Dies mein Urtheil stand fest, längst bevor ich Holtzmann's Untersuchungen kennen lernte, die mich in dem Augenblicke überraschten, als ich im Begriffe war, an die meinigen zum Zwecke der Herausgabe die letzte Hand zu legen. Aber ich hatte nur das Verhältniss von A zu DB und Id in den Kreis der Erwägung gezogen, in Bezug auf das Verhältniss des Nibelunge Liedes zur Nibelunge Nôt war auch ich, ohne genauer auf die Sache einzugehen, der hergebrachten Ansicht treu geblieben; meine Untersuchungen hatten daher, wenn auch im Einzelnen Manches vielleicht eingehender erwägend, als die Holtzmann's, doch das ganze Gebiet keineswegs so unbefangen ins Auge gefasst wie dieser, und

es geschah ihnen daher nicht Unrecht, wenn sie durch die Holtzmann's beseitigt wurden.

Mein Urtheil über A aber hatte ich so zusammengefasst: A ist die gewissenlose stümperhafte und naseweise Abschrift einer Vorlage, die B an Werth übertraf.

Man wird zugeben, der eben geschilderte Gang von C zu A ist ein verständlicher, so zu sagen naturgemässer, Verlauf, es ist der der gewöhnlichen allmäligen Handschriftendepravation durch die Schuld von Schreibern sowohl wie von Bearbeitern. Soll ich dagegen von A zu C hinaufsteigen, so finde ich, dass die Vertheidiger dieses Weges sich in einen sehr bedenklichen Widerspruch verwickeln. Während sie nämlich die Bearbeiter von B und namentlich von C in den meisten Fällen als Kritiker, als feinfühlende hochbegabte Dichter loben, ja theilweise bewundern müssen, stimmt sich das Lob plötzlich um zu höhnischem Tadel, sobald es sich um die Hergehörigkeit oder Ungehörigkeit einer Differenzstrophe handelt; da muss derselbe Mann der albernste Stümper von der Welt sein, ja auf die vorgegebene Abgeschmacktheit der Plusstrophen stützt sich hauptsächlich die Versicherung, dass wir in B und C Ueberarbeitungen des ursprünglichen Textes vor uns haben. Ich vermag diesen Widerspruch nicht zu lösen. Ich kann mir denselben Mann, der durchgehends in kleineren Aenderungen so viel Scharfsinn und Sorgsamkeit, so überraschend viel Gefühl für Mass und Schönheit bekundet hätte, in keinem Falle, und am wenigsten wo er grössere Aenderungen oder gar Zusätze für nöthig hielt, als so abgeschmackt vorstellen, dass wir ohne Weiteres seinen Zuthaten Albernheit anfühlen könnten.

Und damit schliesse ich meinen Gegenbeweis. Ich bin nicht im Stande einen Grund aufzufinden, der mich veranlassen könnte, den durch äusseren wie inneren Werth, Alter der Ueberlieferung wie der Ausdrücke empfohlenen Text in C aufzugeben, ja es scheint mir fast, als müsste man, wäre das äussere Handschriftenverhältniss ein umgekehrtes, durch innere Gründe zu diesem selben Resultate geführt werden.

Ist aber damit gesagt, dass nun C das vollendete Original in klarster und lauterster Ueberlieferung sei? Das gewiss nicht. Zeigen uns doch schon die wenigen Fragmente des 13. Jahrhunderts, die zu ihr gehören, dass manche Lesart in C schon verdorben war; Beachtung des Versmasses lehrt uns noch an manchen Stellen dasselbe, offenbare Verderbniss an andern. Warum sollten nicht auch in C durch Versehen Strophen ausgefallen sein können, die uns Id erhalten hat, warum sollte nicht C möglicherweise auch ein paar Strophen enthalten, die ungehörig zugesetzt sind? Allerdings sind ja einige Strophen vorhanden, die zu manchem Bedenken Veranlassung geben: aber die erste und nächste Grundlage der Kritik bleibt C, von der nur auf besondere und dringende

Gründe hin abgewichen werden darf. In Betreff scheinbarer Anstössigkeiten und Unebenheiten urtheile man aber nicht vorschnell und absprechend, sondern erinnere sich der beherzigenswerthen Worte Lachmann's, in der Vorrede zum Iwein, wo er Benecke mit Recht den Ruhm ertheilt, zuerst ein ganz neues Verständniss der mittelhochdeutschen Poesie eröffnet zu haben. „Ich kann es" sagt Lachmann „dem rohen kindischen stolzen gegenüber das einfach wahre und unschuldige nennen, das mit folgsamer Hingebung die Gedanken Absichten und Empfindungen des Dichters, wie sie ihm waren, und den Zeitgenossen erscheinen mussten, rein und voll zu wiederholen sucht, alles Schöne freudig mitgeniessend, das Unvollkommene oder Hässliche, wo es nicht überwiegt, mehr entschuldigend und erklärend als aus den Ansichten anderer Zeit oder gar eines Einzelnen bitter tadelnd." Warum soll den Nibelungen allein diese abwartende Hingebung nicht zu Theil werden, um die für unsere Begriffe auch in C noch vorhandenen Schwierigkeiten zu heben oder zu notieren? Wie wahr jene Worte Lachmann's seien, das habe ich gerade an den Nibelungen, und gerade in Bezug auf C, von Neuem erfahren. Ein unübersteigliches Hinderniss schien mir in der sonst vortrefflichen Strophe 1052,5 der Reim scholt: holt (vergl. Centralbl. a. a. O.)

der künec hât mir getân
sô vil der herzenswære
gar âne mîne scholt:
mîn munt im giht der süene,
im wirt mîn herze nimmer holt.

Da aber hat nun I ohne Frage die alte Lesart erhalten 'gar unverscholt', und das Wort 'unverscholt', und zwar gerade im Reim auf holt, ist ganz gewöhnlich. Ich finde diesen Reim bei Rudolf von Rotenburg (vergl. von der Hagen's Minnesinger I, 79^{a}, 16, 1.), Walther von Klingen (vergl. ebenda I, 72^{b}, 2, 2.), in Ulrich von Türheims Fortsetzung des Tristan (vergl. 2193, in Massmann's Ausgabe 552,13.): er hat also gar nichts Auffallendes.

So schliesse ich mich in der Handschriftenfrage vollständig dem von Holtzmann gewonnenen Resultate an; aber je freudiger ich dies begrüsse, und je höher ich in Bezug auf dasselbe des Verfassers Verdienst anschlage, um so mehr bedaure ich, dass derselbe diese mit klarem und freiem Blicke geführte Untersuchung begleitet hat mit zwei andern über die Entstehung des Gedichtes und den Zusammenhang des Stoffes mit dem indischen Epos, denen zuzustimmen ich nicht im Stande bin, weder was die Methode noch was das Resultat betrifft. Beide, so vieles Vortreffliche sie im Einzelnen enthalten, scheinen mir doch entweder, wie namentlich die letztere, von vorneherein auf luftigem und nebelhaftem Boden, wo keine Untersuchung festen Fuss fassen kann,

erbaut, oder, wie namentlich die erstere, mit wenig gründlicher Methode, ja mit flüchtiger Uebergehung wesentlicher Schwierigkeiten zusammengestellt. Es ist fast, als habe die Siegesfreude den Verfasser übermüthig gemacht und ihn die Sache fortan etwas leichter nehmen lassen. Die Wissenschaft wird sich wohl Einzelheiten aus der Beweisführung, schwerlich aber eines jener beiden Resultate aneignen.

So viel über diese verwickelte Frage, für deren Erörterung ich Ihre Theilnahme vielleicht schon zu lange in Anspruch genommen habe. Gestatten Sie mir jetzt noch wenige Worte über die Veranlassung meines heutigen Vortrags. Derselbe gilt, wie Ihnen bekannt, dem Antritte der mir verliehenen Professur, welche mir die ehrenvolle Pflicht auferlegt, das Gebiet der deutschen Grammatik und Literatur an der hiesigen Universität zu vertreten. Diesem schönen Berufe mit Aufwendung aller Kräfte so umfassend wie möglich zu entsprechen, das wird also fortan das wesentlichste Ziel meiner Thätigkeit sein. Und wenn es mir da an der Schwelle des neuen Berufes wohl vergönnt sein mag, den Wunsch einer umfassenden und segensreichen Wirksamkeit offen auszusprechen, so kann ich ihn nicht schöner in Worte kleiden, als indem ich die Hoffnung ausspreche, die für mich zugleich eine dankbare Erinnerung ist: dass es mir gelingen möge, in ähnlicher Weise und mit ähnlichen Erfolgen thätig zu sein, wie der Mann es war, der vor mir dieselbe Wissenschaft hier gelehrt hat, der, jetzt an einer anderen Hochschule unseres Vaterlandes wirkend, gewiss noch Ihnen Allen in ehrenvollem Andenken lebt, ich meine meinen verehrten Lehrer Moriz Haupt, dessen Schüler ich mich nicht ohne das Gefühl voller herzlicher Freude nennen kann, und dem ich nacheifern werde, wenn auch mit ungleichen Kräften, doch mit dem gleichen Ernste strenger Wissenschaftlichkeit und aufopfernder Berufstreue.

I. ANHANG.

Beiträge zur Beurtheilung der Texte von C und A.

Wer über das Verhältniss der in Frage stehenden Texte zu einander ein einigermassen begründetes Urtheil sich verschaffen will, der darf sich nicht darauf beschränken, die für und wider gewechselten Beweisführungen zu verfolgen, er muss, wenn auch nur parthienweise, selber Vergleichungen der Texte untereinander anstellen. Gedruckt sind alle drei; nämlich der N. Liet nach C in dem 4. Bande des Lassbergischen Lieder-Saals 1821, St. Gallen 1846, u. Konstanz 1846, hiernach in den Ausgaben von Schönhuth, Tübingen 1834 und 1846, Heilbronn 1840 und 1841, in der Leipziger Prachtausgabe 1840 (bei O. und G. Wigand), und in der Ausgabe von der Hagen's, Berlin 1842. Alle diese sind genau nach der Handschrift C mit Ausfüllung der Lücken in C nach B. Eine C näher stehende Ergänzung der Lücken liefert die Handschrift a, und der Hauptsache nach sind die Abweichungen angegeben in Holtzmann's Untersuchungen über das N. Lied S. 204 ff. Die N. Nôt, für die man, wenn man nur die differierenden Strophen zwischen Id und BD nicht vergisst, füglich allgemein B als Repräsentanten nehmen kann, ist gedruckt in von der Hagen's Ausgabe, Breslau 1820, die zugleich eine Uebersicht über das Verhältniss zu Id und C gewährt (die Plusstrophen in Id und C sind mit in den Text aufgenommen und mit einem Sternchen bezeichnet); eine Vergleichung von I liefern Lachmann's Anmerkungen, Berlin 1836, eine solche von d die Varianten in von der Hagen's Ausgabe 1820 und 1842. Der Text aus A endlich ist, wenn auch vielfach schon verbessert, in Lachmann's drei Ausgaben enthalten, Berlin 1826, 1841 und 1851, und in der Vollmer's, Leipzig 1843. Unbequem ist es, dass allen drei Ausgaben verschiedene Zählung eigen ist, der Lachmann's die natürlichste nach Strophen, der von der Hagen's nach Langversen, der Lassberg's nach Halbversen. So darf man denn die Mühe nicht scheuen, alle drei Ausgaben erst auf dieselbe Bezifferung, nämlich die Lachmannsche, zu bringen, bei welcher, allerdings nicht geringen, Arbeit man zugleich Gelegenheit hat, Zusätze und Auslassungen zu notieren, namentlich in dem Lassbergschen Abdruck die in Id noch nicht sondern erst in DB fehlenden Strophen zu unterscheiden von den auch in B noch

nicht, sondern erst in A fehlenden, so dass man, wenn man nach dem Lassbergschen Texte liest, sofort orientiert ist, wie die andern Bearbeitungen im grossen Ganzen sich dazu stellen. Dann lese man einzelne Theile des Gedichtes, die einigermassen in sich abgerundet sind, zuerst nach C, dann nach B und zuletzt nach A; so wird man, wenn man das Verfahren mehrmals wiederholt, sich leicht ein Gefühl erwerben, welcher Stufengang der Textesabweichungen der wahrscheinlichere sei. Wer der Ehren nicht ist, dieser Arbeit sich zu unterziehen, der hat auch kein Recht ein Urtheil über die in Frage stehenden Verhältnisse auszusprechen.

Zu einer versuchsweisen derartigen Vergleichung von C und A lade ich jetzt den Leser ein. Ich wähle ein kleines für sich abgerundetes Stück des Gedichtes, den Besuch Günther's und Siegfried's bei Kriemhild, Nibel. 342—352.

Der König Günther hat den Entschluss gefasst, die gefahrvolle Werbung um Brünhild zu wagen, Siegfried Hagen und Dancwart sollen ihn begleiten. Um standesgemäss zu erscheinen bedürfen sie neuer Gewänder, die bekanntlich damals von den Frauen, auch von den fürstlichen, selbst besorgt wurden. Günther will seine Mutter darum bitten, Hagen aber weist ihn auf Kriemhild hin. Diese Umwandlung der anfänglichen Absicht Günther's durch Hagen fehlt, durch das Nichtvorhandensein von 2 Strophen, in A; ich freilich würde sie ungern vermissen, weil sie, abgesehen von der empfindlichen Lücke im Zusammenhange, die durch ihren Ausfall entsteht, so recht geeignet sind, nicht nur Hagen's Stellung am Hofe Günther's als die einer ehrwürdigen Respectsperson schlagend zu charakterisieren, der es wohl erlaubt ist, zu dem jungen Könige zu sagen: Was willst Du Deine Mutter bemühen? ist Deine Schwester nicht jetzt auch alt genug?, sondern auch Kriemhild's Lage als des eben erst aus dem kindlichen Alter zu jungfräulicher und selbstständiger Geltung heraustretenden Mädchens. Doch will ich darüber keinen Streit erregen. Günther also lässt sich bestimmen, Kriemhild's Hülfe in Anspruch zu nehmen. — Nun bitte ich, mir und dem Dichter im Nachstehenden genau zu folgen, um den Zusammenhang bis ins Einzelne scharf ins Auge zu fassen. Wir bewegen uns durchaus auf dem Boden der mittelalterlichen fürstlichen und ritterlichen Etikette, ohne deren genaue Erwägung und Vergegenwärtigung wir meistens in der mittelhochdeutschen Literatur nicht über ein ganz äusserliches Verständniss hinauskommen.

Zuerst lassen die Herren ihren Besuch ankündigen, wie es sich gebührt, und derselbe wird angenommen:

Do enbôt er sîner swester daz er si wolde sehn
unt ouch der herre Sîfrit. ê daz daz was geschehn,
dô hete sich diu schône ze wunsche wol gekleit.
daz si si sehen wolden, des was si vrô unt ouch gemeit.

Dann kommen sie, werden gemeldet, und auf die Meldung hin steht Kriemhild mit feinem Anstande auf, um ihnen entgegenzutreten, und erst den Gast, darauf den Bruder zu grüssen:

Dô was ouch ir gesinde geziert als ir gezam.
die fürsten kômen beide, dô si daz vernam,
dô stuont si von dem sidele, mit zühten si dô gie,
dâ si den gast vil edelen unt ouch ir bruoder enpfie.

Dann redet sie, und anders schickt es sich natürlich nicht, den Bruder an; es ist die einfache, sich nothwendig ergebende, vorläufige Frage: Was verschafft mir das Vergnügen, Euch zu sehen?

„Willekomen sî mîn bruoder unt der geselle sîn!
diu mære wist ich gerne“, sô sprach daz magedîn,
„waz ir werben woldet, sît ir ze hove gât.
daz lât mich beide hôren, wiez iu hôchgemuoten stât“.

Darauf folgt ebenso natürlich die vorläufige Antwort:

dô sprach der kunic rîche „Frowe ich wilz iu sagn,
wir müezen michel sorgen bî hôhem muote tragn.
wir wellen hoveschen rîten verre in vremdiu lant,
wir solden zuo der reise haben zierlich gewant.“

Was bisher vorgieng haben wir uns noch in der Nähe des Einganges gesprochen zu denken, es sind die ersten vorläufig orientierenden Worte des Empfanges. Da es aber hiernach etwas zu besprechen giebt, so nöthigt jetzt Chriemhild die Herren sich zu setzen, und fragt während dessen genauer, wer denn die Damen seien, um derentwillen sie 'hoveschen rîten' wollen; dabei führt sie die Herren, dem ritterlichen Anstande gemäss, an der Hand zu den Sitzen.

„Nu sitzet, lieber bruoder“, sprach daz küneges kint,
„lât mich diu mære hœren, wer die frowen sint,
der ir dâ gert mit minnen in ander fürsten lant“.
die ûz erwelten beide nam diu frowe bî der hant.

Dô gie si mit den degenen, dâ si selbe saz.
matraz diu rîchen, ir sult gelouben daz,
lâgen allenthalben an dem vletze nider.
si heten bî den frouwen guote kurzewîle sider.

Jetzt ist der in jeder Beziehung passendste Moment für den Dichter, uns auf das Verhalten der beiden einander bereits von Herzen liebenden, des Siegfried und der Kriemhild, bei dieser Begegnung aufmerksam zu machen; es gehört zur Manier des ganzen Kreises von Gedichten, zu welchem auch die Nibelungen sich stellen, wenn er vorausblickend dabei erwähnt, dass Siegfried später wirk-

lich noch die Kriemhild heimgeführt habe, und zwar in Folge seiner Dienste bei der Fahrt, derentwegen sie eben jetzt bei der Fürstin sind.

Vil lieplîcher blicke unt minneclîchez sehn,
des mohte dâ in beiden harte vil geschehn.
er truoc si inme herzen, si was im sô der lîp.
er erwarp mit starkem dienste daz si doch sider wart sîn wîp.

Nun, nachdem man sich gesetzt, beantwortet Günther die Frage seiner Schwester, und knüpft daran zugleich abermals die Andeutung seiner Bitte:

Dô sprach der künec Günther „vil edeliu swester mîn,
âne dîne helfe sone kund ez niht gesîn.
wîr wellen kurzewîlen in Prünhilde lant.
dâ bedorften wir zetragene vor frowen hêrlich gewant.“

Und wie verbindlich, wie anmuthig, wie kindlich liebenswürdig ist darauf die Antwort der Schwester, dem königlichen Bruder gegenüber:

Dô sprach diu kuniginne „vil lieber bruoder mîn,
swaz der mînen helfe daran kan gesîn,
des bringe ich iuch wol innen, daz ich iu bin bereit.
versagt iu ander iemen, daz wære Kriemhilde leit.

Ir ensult mich, ritter edele, niht sorgende biten,
jâ sult ir mir gebieten mit hêrlîchen siten.
swaz sô iu gevalle, des bin ich bereit
unt tuon ez willeclîche“ sprach diu hêrlîche meit.

Nun rückt Günther mit seiner Bitte bestimmter hervor; die Reise sei unabänderlich beschlossen:

„Wir wellen, liebiu swester, tragen guot gewant.
daz sol helfen prüeven iwer wîziu hant,
des volziehen iwer megede, daz ez uns rehte stât,
wand ich dirre verte hân deheiner slahte rât.

Und jetzt zeigt sich der gleich orientierte umsichtige Blick der Jungfrau, die schnell resolviert sofort ihre Dispositionen trifft und sogleich kurz und bündig die zur Ausführung gehörenden Fragen stellt:

Dô sprach diu juncfrouwe „ine wil iu niht versagn.
ich hân selbe sîden, nu heizet her tragen
gesteine ûf den schilden, sô machen wir diu kleit,
daz ir si traget mit êren für die hêrlîchen meit.

Wer sint die gesellen?“ sprach diu künigîn,
„die mit iu gekleidet ze hove suln sîn?“

Günther antwortet:

„Daz bin ich unt Sîfrit unt zwêne mîner man,
Dancwart unt Hagene, die suln mit uns ze hofe gân.

Nu merket, liebiu swester, rehte waz wir sagen,
daz wir vier gesellen ze vier tagen tragen
ie drîer hande kleider unt alsô guot gewant,
daz wir âne schande rûmen Prünhilde lant.“

Das zu leisten verspricht sie, und sofort macht sie sich an die Arbeit. Wir sehen gewissermassen vor unsern Augen die freudige Geschäftigkeit der zum ersten Male mit so ehrenvollem Auftrage betrauten Jungfrau:

Daz lobte si den recken. die herren schieden dan.
dô hiez ir juncfrouwen drîzec meide gân
ûz ir kemenâten Kriemhilt diu kunigîn.
die vil werkspæhen ze künste heten grôzen sin. u. s. w.

Man wird zugeben, das ist eine allerliebste Erzählung, in dieser Schilderung ist Nichts was nicht anmuthig und schön wäre. Alles bewegt sich in den feinsten Formen der ritterlichen Etikette, und doch hat der Dichter die Darstellung dieser gleichsam nur benutzt, um durch sie die Seelenstimmungen, die Charactere der auftretenden Personen zu schildern, das Aeusserliche ist durchgeistigt, ist zum kristallhellen Spiegel der innern Zustände gemacht. Und, dass ichs gleich sage, in diesen kleinen Detailmalereien der ruhigen behaglichen Erzählung zeigt sich die ganze Grösse und Liebenswürdigkeit des Dichters, die man freilich nur aus C kennen lernt. Gewaltige Situationen reissen auch wohl den minder Talentvollen zu angemessener Schilderung hin, da die Darstellung des Pathos verhältnissmässig leichter ist; aber anspruchslose Scenen, wie die angeführte, kann nur eine Meisterhand entwerfen und ausführen.

So lautet die Erzählung in C. A hat dafür das Folgende; ich mache nur durch ein paar Punkte auf die Stelle aufmerksam, wo in C einige Strophen mehr stehen als in A; die sonstigen Varianten bitte ich einstweilen nicht zu beachten.

342. Do enbôt er sîner swester daz er se wolde sehen,
und der degen Sîfrit. ê daz was geschehen,
dô hete sich diu schœne ze lobe wol gekleit.
. daz die hêrren kômen, daz was ir mæzlîchen leit.

343. Nu was ouch ir ingesinde geziert als im gezam.
die fürsten kômen beide, dô si daz vernam,
dô stuont si von dem sedele. mit zühten si dô gie,
dâ si den gast vil edelen und ouch ir bruoder enphie.

344. Sî willekomen bruoder und der geselle sîn.
diu mære ich weste gerne', sprach daz meidîn,
'waz ir hêrren woldet, sît ir ze hove gât.
lât ir mich hœren wie ez iu edelen recken stât.

345. Dô sprach der künic Günther 'frouwe, ich wilz iu sagen.
wir müezen michel sorge bî hôhme muote tragen.
wir wellen hübschen rîten verre in fremdiu lant:
wir solden zuo der reise haben zierlich gewant.'

346. 'Nu sitzet, lieber bruoder,' sprach daz küneges kint,
'lât mich rehte hœren wer die frouwen sint,
der ir gert ze minne in ander künege lant.'
'die ûz derwelten nam si beide bî der hant.

347. Si gie mit den beiden dâ si ê dâ saz,
ûf matraze rîche, ich wil wizzen daz,
geworht mit guoten bilden, mit golde wol erhaben.
si mohten bî den frouwen guote kurzwîle haben.

348. Friuntlîche blicke und güetlîchen sehen,
'des mohte von in beiden harte vil geschehen.
er truoc si in dem herzen, si was im sô der lîp.
sît wart diu schœne Kriemhilt des küenen Sîfrides wîp.

* * * * *

349. Dô sprach diu iuncfrouwe 'nu merket waz ich sage.
ich hân selbe sîden: nu schaffet daz man trage
gesteine uns ûf den schilden: sô wurken wir diu kleit.'
des willen was dô Gunther und ouch Sîfrit bereit.

350. 'Wer sint die gesellen' sprach diu künigîn,
'die mit iu gekleidet ze hove sulen sin?'
er sprach 'ich selbe vierde. zwêne mîne man,
Dancwart und Hagne, ze hove sulen mit mir gân.

351. Frouwe, merket rehte waz ich iu sage,
daz ich selbe vierde ze vier tagen trage
ie drîer hande kleider und alsô guot gewant,
daz wir âne schande rûmen Prünhilde lant.'

352. Mit guotem urloube die hêrren schieden dan.
dô hiez ir juncfrouwen drîzec meide gân
ûz ir kemenâten diu schœne künigin,
die zuo solhem werke heten grœzlîchen sin.

Ist der Mangel dieser Strophen erträglich? Ist es möglich, dass der Dichter, der mit so behaglicher Freude die ganze Scene ausmalt, es vergessen kann, dass Kriemhild nothwendig eine Antwort auf ihre sich so selbstverständlich ergebende Frage erhal-

ten muss: ist es erträglich, dass Kriemhild, dies und sich selber vergessend, plötzlich im Geschäftsstil einer Ladenjungfer herausplappern sollte: Nu merket waz ich sage, ich hân selbe sîden u. s. w.? — Wäre wohl irgend wahrscheinlich, dass die schönen Strophen, die C hier hat, erst durch Interpolation sollten hinzugekommen sein? Ich gestehe, dass ich keine Ahnung habe, wie man diese Lücke vertheidigen will; wenigstens wird man dem, der sie erträglich findet, nirgends eine Lücke beweisen können; ich halte das Fehlen der Strophe für offenbaren Mangel in A, und zwar einen solchen, der nicht durch einen Ueberarbeiter, sondern nur durch den gewissenlosen Schreiber von A veranlasst ward.

Hieran knüpfe ich für diejenigen, die noch immer im Stande sein möchten, sich von A nicht trennen zu wollen, eine weiter gehende Bemerkung. Die Strophendifferenzen zwischen A und den übrigen Texten derselben Bearbeitung sind nicht durchgehend gleich vertheilt. Während in Aventiure VI bis XI auf etwa dreihundertundfunfzig Strophen mehr als funfzig Strophenlücken kommen, kommen auf die fast zweitausend übrigen Strophen des Gedichtes noch nicht zehn. Natürlich muss die Kritik beide Parthien auseinander halten. Bei jenen weit von einander liegenden zerstreuten Strophenlücken ist ein Zusammenhang nicht zu beweisen, daraus dass Eine Strophe als Lücke nachgewiesen wird, folgt noch nicht, dass auch die übrigen fehlenden nur Lücken in A sein können; hier muss der Beweis Strophe für Strophe wieder von vorne beginnen. Anders ist es in jener grossen Lückenparthie. Da muss Zusammenhang, eine gewisse Solidarität herrschen. Die Strophen müssen im allgemeinen (für einzelne Ausnahmen ist natürlich nicht zu stehen) alle Lücken, oder alle Zusätze sein. Nun fällt jener oben mitgetheilte Besuch Günther's und Siegfried's bei Kriemhild innerhalb jener Parthie. In ihm fanden wir eine evidente, weil durch den nächsten Zusammenhang klar bewiesene, Lücke. Wenn man daran anknüpfend ehrlich Forschende darauf aufmerksam macht, dass noch bei einer Reihe anderer Stellen derselben Parthie eine ganz ähnliche Lückenhaftigkeit auf der Hand liegt, sollte man da nicht ein Recht haben zu der Behauptung: sämmtliche Strophendifferenzen in Aventiure VI bis XI sind so lange anzusehen als Lücken in A, bis in jedem einzelnen Falle das Gegentheil besonders bewiesen ist?

Ich will auch von den zerstreuten Strophendifferenzen noch eine besonders heranziehen, die sich in der Erzählung des Aufenthaltes der Burgunden bei dem edlen milden Rüdiger in Bechelaren findet. Nachdem die Gattin und die schöne jugendliche Tochter den Gästen die honneurs gemacht haben, wird zu Tische gegangen, und da muss sich die Tochter der Sitte gemäss entfernen, nur die Markgräfin selbst bleibt zur Tafel. Da fährt nun A fort:

1612. Dô si getrunken hêten unt gezzen überal,
dô wîsete man die schœnen wider in den sal.
gemelîcher sprüche wart dô niht verdeit:
der reite vil do Volkêr, ein degen küene unt gemeit.

Also, die junge Fürstin wird nach der Tafel wieder in den Saal zu den Rittern geführt (das heisst wîsen), und nun beginnt man in der heitern behaglichen Stimmung nach Tafel manche scherzhafte und verbindliche Wechselrede. Die Lesart Vers 2 in A 'küenen' statt 'schœnen' macht dem Schreiber wenig Ehre.

1613. Dô sprach offenlîchen der selbe spilman
'vil rîcher marcgrâve, got hât iu getân
vil genædiclîchen, wan er iu hât gegeben
ein wîp so rehte schœne, dar zuo ein wünneclîchez leben.

1614. 'Ob ich ein fürste wære,' sprach der degen sân,
'und solde tragen krône, ze wîbe wolde ich hân
iwer schœne tohter: des wünschet mir der muot.
diu ist minneclich ze sehene, dar zuo edel unde guot.'

1615. Des antwurte Gêrnôt, der wol gezogene man,
'und sold ich triutinne nâch mînem willen hân,
so wold ich solches wîbes immer werden vrô.'
des antwurte Hagene harte zühteclîchen dô

1616. 'Nu sol mîn hêrre Giselhêr nemen doch ein wîp. u. s. w.

Daran knüpft sich dann die rührende, durch den tragischen Ausgang so wehmüthige, Verlobung des jungen Giselher mit der Tochter Rüdiger's. — Ich will es nicht behaupten, dass man in dem Vorhergehenden eine Lücke fühlt, die Reden schliessen sich erträglich an einander an; dass es von Gernot und Hagen heisst 'des antwurte er', obwohl sie nicht gefragt sind, darf nicht stören, denn derartige Stellen finden sich unzählige; mehr Bedenken könnte es schon erregen, dass Gernot so bloss denselben Gedanken wiederholt, den Volker ausgesprochen hat, was recht armselig herauskommt. Aber gewiss, wir würden an der Stelle nicht mäkeln wenn sie uns nur so überliefert wäre, aber sie wird auch schwerlich, wenn sie einmal so vorlag, einen Interpolator zu Einschiebungen gereizt haben. Nun aber hat schon IdDB zwischen 1614 und 1615 eine Strophe mehr, und in C lautet die ganze Stelle (ich bezeichne die Plusstrophe durch ein Sternchen):

1612. Dô si mit freuden hêten gegezzen über al,
dô wîste man die schœnen wider in den sal.
Gemelîcher sprüche wart dâ niht verdeit:
der reit vil dâ Volkêr ein degen küene unt gemeit.

1613. Dô sprach offenlîche der tiure spileman
'vil rîcher marcgrâve, got hât an iu getân
vil genædeclîche, daz er iu hât gegebn
ein wîp sô rehte schœne, dar zuo ein wünneclîchez lebn.

1614. Ob ich ein fürste wære', sprach aber der spileman,
'und solde ich tragen krône, ze wîbe wolde ich hân
die iwern schœnen tohter, des wænet mir der muot,
diu ist minneclich ze sehene darzuo edel unde guot'.

*Dô sprach der marcgrâve 'wie möhte daz gesîn,
daz immer künic gerte der lieben tohter mîn?
wir sîn beide ellende ich unt ouch mîn wîp,
unt haben niht zegebene. was hilfet danne ir schœner lîp?'

1615. Dô sprach der herre Gêrnôt 'ir sult die rede lân,
unt solde ich triutinne nâch mîme willen hân:
âne guot ze wîbe wær ich ir immer vrô.'
Des antwurte Hagene vil harte minneclîchen dô. u. s. w.

Durch diese Eine Strophe erhält die ganze Scene ein anderes Colorit. Wir müssen uns nur Rüdiger's Character und Stellung vergegenwärtigen. Früher selbst ein mächtiger Herr, ist er aus seinem Lande vertrieben und von Etzel aufgenommen, der ihn zum Markgrafen gemacht und ihm Bechelaren zu Lehen gegeben hat. Da lebt er, wehmüthig der früheren Grösse sich erinnernd, in edler Resignation, der Pflicht und der Dankbarkeit getreu bis in seinen tragischen Tod. Diese Lage des 'ellenden' wird von allen Dichtern stets mit besonderer Theilnahme berücksichtigt, sie giebt überall den Grundton der Darstellung, sie wesentlich hat Rüdiger zu einer so bevorzugten Lieblingsperson der Dichter gemacht. Nun werden wir die eingeschobene Strophe verstehen. Volker hat gesagt: Wäre ich auch ein Fürst, ich würbe um Eure Tochter, so schön ist sie. Mit gehaltener Wehmuth antwortet Rüdiger: Wie wäre das möglich, dass ein König um meine Tochter freite, wir sind ja arme Verbannte, wir haben ja nicht einmal eine Mitgift; was hilft da alle Schönheit dem Kinde? — Und wie herrlich schliesst sich nun daran Gernot's Versicherung. Der ist ja ein König, der kann es ja mit Recht bestätigen, dass die Jungfrau auch ohne Mitgift wohl eines Fürsten werth sei. Und jetzt tritt Hagen mit dem Vorschlag der Verlobung Giselher's und der jungen Markgräfin hervor.

Gewiss, jene Strophe ist eine Perle von edelstem Werthe. Die konnte der gewissenlose Unverstand wohl fortlassen, aber welchen Interpolator dürfen wir uns mit einem solchen Zauberstabe versehen denken, dass er ein mattes Gespräch plötzlich durch ein einfaches Mittel umzugestalten im Stande gewesen wäre in den vollendeten Ausdruck der tiefsten seelischen Zustände? Das

ist der ursprüngliche Dichter der Nibelungen, dessen Talent wir in eben dieser Richtung bereits oben bewundert haben.

Die Nothwendigkeit eine Lücke anzunehmen ist hier nicht bewiesen, aber giebt es ausser dem directen Beweise einen grösseren Grad der Wahrscheinlichkeit? —

Wird hiernach selbst derjenige, der die Nibelunge Nôt noch immer für ursprünglicher halten möchte als das Nibelunge Liet, noch die Behauptung vertheidigen können, innerhalb des Kreises der ersteren sei A vollständig überliefertes Original?

Gehen wir nun zu den Varianten über.

Bedarf es für den, der mit unbefangener Hingebung in den angeführten Stellen die beiden Texte vergleicht, noch der Bemerkung, wie viel edler, in sich zusammenhängender, der Situation angemessener überall der Stil und Ausdruck in C ist? Freilich, im Zusammenhange muss man lesen. Hebt man nur einzelne Stellen heraus, so könnte, für sich betrachtet, wohl hin und wieder behauptet werden, der Ausdruck in A sei individueller schwieriger, der in C allgemeiner matter. Aber im Zusammenhang betrachtet stellt sich das ganz anders, da zeigt sich C einfach und angemessen, A verschnörkelt und ausgewachsen.

Ich will nur auf ein paar Abweichungen aufmerksam machen, die mir für die Bearbeitung characteristisch scheinen. Einmal ist in A (und der ganzen zu NN gehörenden Gruppe) der seltene und alterthümliche Ausdruck 'vletze' vermieden, der in C steht, und dagegen ist eine recht incorrecte Reimerei an die Stelle gesetzt, der man die Mühe und Noth der Entstehung deutlich anmerkt.

Sodann characteristisch ist der Ausdruck 342,4 'daz was ir mæzlîchen leit' in A etc. an einer Stelle, wo diese halbe Ironie so unangebracht ist wie möglich; die Worte in C 'des was si frô unt ouch gemeit' sind der Situation weit angemessener. Ebenso ist jener Ausdruck noch zweimal von der Bearbeitung Id ff. eingeschmuggelt 192,4 und 669,4, beide Male völlig unpassend. Ganz anders ist die Bedeutung 1951,1. Ihr öfterer unangemessener Gebrauch verräth den Bänkelsänger, der sich in Witzen nebenbei gefällt, wie denn in den späteren Gedichten der nationalen Ueberlieferung jene ironischen Ausdrücke ganz gewöhnlich sind.

Ob man die Lesarten Str. 350 und 351 in A wird vertheidigen wollen gegenüber denen in C, muss abgewartet werden. Mir scheint bei der ehrlichen Offenheit der mittelhochdeutschen Erzählungsweise, namentlich wie sie in den Nibelungen herrscht, nur C erträglich, A eine Albernheit, weil sie Siegfried ganz ungenannt lässt. Dass der Anfang in 352 so lauten muss, wie ihn C giebt, liegt doch wohl auf der Hand.

In der zweiten ausgehobenen Stelle wird man die Veränderung von 1612,1 ganz in der Holzschnittmanier des uns nun

schon bekannten Ueberarbeiters finden. Die Veränderung von 1615 hängt mit der oben besprochenen Auslassung der Strophe zusammen.

Kleinere Abweichungen berühre ich nicht, um nicht unnöthig Streit zu erregen. Mag jeder nach dem Eindrucke, den ihm eine unbefangene Lectüre beider Ueberlieferungen macht, sich ein Urtheil bilden.

Ich wende mich noch mit ein paar Worten zu dem vielgeschmäheten belächelten und verhöhnten Anfange unseres Gedichtes, in welchem ich, wie C ihn überliefert, nicht anstehe, im Allgemeinen ein Muster einer einfachen vollständig orientierenden Exposition zu finden.

Voran steht eine Strophe, die, auf das ganze Gedicht sich beziehend, in grosser lapidarer Einfachheit den Inhalt desselben andeutet:

1. Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
von heleden lobebæren, von grôzer arebeit.
von freude unt hôchgezîten von weinen unde klagen
von küener recken strîten müget ir nu wunder hœren sagen.

Sofort geht der Dichter auf den Inhalt selbst über, zuvörderst den Hof der Burgunden schildernd, in dessen Mittelpunkte als schönste Blume, als das Schosskind des Dichters, die Kriemhild erblüht, die Heldin des Gedichtes, das, wie Lachmann mit Recht bemerkt, am schicklichsten von ihr seinen Namen erborgt hätte, wie Dd ihn ihm wirklich ertheilen:

2. Ez wuohs in Buregonden ein vil edel magedîn,
daz in allen landen niht schœners mohte sîn,
Kriemhilt geheizen, diu wart ein schœne wîp,
darumbe muosen degene vil verliesen den lîp.

Hierauf folgt in einigen Handschriften in NN eine Strophe, die darauf ausgeht, die Liebenswürdigkeit der Kriemhild nochmals zu betonen. Die Betrachtung dieser Strophe darf nicht getrennt werden von der noch misslicher überlieferten, ihr parallel und aus denselben Motiven in Bezug auf Siegfried gedichteten Strophe 21. Mir scheinen beide, incorrect im Stil und Ausdruck, den derberen Auftrag der Nibelunge Nôt zu verrathen, und da beide in C fehlen, so trage ich kein Bedenken, sie für zugesetzt zu erklären. An unserer Stelle orientiert der Dichter zuerst nur vorläufig über die Persönlichkeiten, ein näheres Eingehen wäre seinen Intentionen entgegen, erst mit Str. 13 beginnt er damit. Kriemhild ist genug hervorgehoben dadurch, dass er mit ihr beginnt und alles Uebrige gewissermassen nur um sie herum gruppiert. Er fährt fort, zuerst von ihren Pflegern zu sprechen:

4. Ir pflâgen drî künege edel unde rîch,
Gunther unde Gêrnôt die recken lobelîch,
unt Gîselher der junge ein wætlîcher degen.
diu frouwe was ir swester, die helde hetens in ir pflegen.

Die Nibelunge Nôt weicht im Folgenden in der Strophenfolge ab, augenscheinlich mit Unrecht, aber erklärlich durch das Bestreben des Schreibers, die Andeutungen über den Character der Herren unmittelbar an die Erwähnung derselben zu knüpfen. C lässt folgen:

7. Ein rîchiu küniginne frou Uote ir muoter hiez.
ir vater der hiez Dancrât, der in diu erbe liez
sît nâch sîme lebene, ein ellens rîcher man,
der ouch in sîner jugende grôzer êren vil gewan.

Nun erst, nachdem kurz und einfach die Persönlichkeiten der königlichen Familie vorgeführt sind, beginnt die Schilderung des Hofes und des Landes. Dass der Dichter dabei mehrfach eindringlich auf den tragischen Schluss hindeutet, kann ich nicht unpassend finden, zumal wenn man sich erinnert, wie derartige Vorausdeutungen auch an Stellen, wo sie inmitten des Zusammenhanges weit weniger hingehören als hier in der Exposition, fast zur Manier geworden sind in den Gedichten aus dem Kreise der nationalen Ueberlieferung.

5. Die herren wâren milte von arde hôch erborn
mit kraft unmâzen küene, die recken ûzerkorn.
dâ zen Burgonden sô was ir lant genant.
si frumten starkiu wunder sît in Etzelen lant.

6. Ze Wormze bî dem Rîne si wonten mit ir kraft,
in diente von ir landen vil stolziu ritterschaft
mit lobelîchen êren unz an ir endes zît.
Si sturben jæmerlîche sît von zweier frouwen nît.

Damit schliesst in C der erste Absatz. In ihm sind die in den Vordergrund der Begebenheiten tretenden fürstlichen Personen und der Character ihres Hofes kurz vorgeführt, mit unheilschwangerer Stimme ist uns mehrmals die düstere Prophezeiung zugerufen: All diesem Glück und dieser Freude steht ein schauerlicher Untergang bevor! und so sind wir nicht nur von vorneherein gespannt, sondern auch in die tragische Stimmung versetzt, die der Dichter selbst in den frohen Scenen, wo sie folgen, als Grundton fest hält. Und nun beachte man, wie kunstvoll sind jene Andeutungen. Sie sind nicht Wiederholungen, sondern sie enthalten das Wesentliche des ganzen Verlaufes der Begebenheiten: Kriemhild's wegen, in Etzel's Lande, durch den Hass zweier Frauen. Kann eine Exposition knapper anspruchloser und doch genügender sein?

Im folgenden Absatz in C (die Absätze verdienen wohl einmal eine besondere Erörterung) werden nun die Einzelheiten des Hofes geschildert. Man kann die Uebergangsstrophe zu breit und fast prosaisch finden; aber wir befinden uns hier man kann sagen an einer prosaischen Stelle des Gedichtes, wo eine gewisse Nonchalance gar nicht unangebracht ist. Es wundert mich freilich, dass Lachmann gerade diese Strophe „an sich ganz gut“ nennt.

8. Die drî künege wâren, als ich gesaget hân,
von vil hôhem ellen: in wâren undertân
ouch die besten recken, von den man hât gesaget,
starc unt vil küene, in scharfen strîten unverzaget.

Nun beginnt die Aufzählung in zwei Strophen. Ich setze kein Punctum am Schlusse der ersten Strophe, sondern erst nach Hûnolt, und beziehe die dann folgenden Worte auf sämmtliche vorhergenannte, obwohl ich nicht verkenne, dass die Worte 10, 2 und 3 mit ganz besonderem Rechte von Rumolt Sindolt und Hunolt gesagt werden können; aber sicher, sie können auch von dem gesammten Hofstaate gelten, und der Zusammenhang verlangt dies hier gebieterisch.

9. Daz was von Troneje Hagene unt ouch der bruoder sîn,
Dancwart der snelle, von Metzen Ortwîn,
die zwêne marcgrâven Gêre unt Eckewart,
Volkêr von Alzeie, mit ganzem ellen wol bewart,

10. Rûmolt der kuchenmeister, ein ûzerwelter degen,
Sindolt unde Hûnolt. dise herren muosen pflegen
des hoves unt der êren, der drîer künege man.
si heten noch manegen recken, des ich genennen niene kan.

Was nun folgt, ist keine müssige Wiederholung; im Vorhergehenden war die Aufzählung der Personen das Augenmerk des Dichters, hier ist es die würdige Besetzung der vier hauptsächlichsten Hofämter, die für jeden ehrenreichen Hof unumgänglich nothwendig waren:

11. Dancwart der was marschalc, dô was der nefe sîn
truhsæze des küneges, von Metzen Ortwîn.
Sindolt der was schenke, ein wætlîcher degen.
Hûnolt was kamerære. si kunden hôher êren pflegen.

Der letztere Ausdruck heisst: sie verstanden es wohl die honneurs zu machen. Hieran schliesst sich die jetzt sehr angebrachte Andeutung ihres freudevollen ritterlichen Lebens, wie es als Ideal der Phantasie der Ritterzeit vorschwebte.

12. Von des hoves êre unt von ir wîten kraft,
von ir vil hôhen werdekeit unt von ir ritterschaft,
der die herren pflâgen mit freuden al ir leben,
des enkunde iu ze wâre niemen gar ein ende geben.

Damit schliesst in C der zweite Absatz. Nun sind wir orientiert, die Persönlichkeiten, das Leben am Hofe steht klar vor uns, und jetzt geht der Dichter auf die schönste Zierde dieses Kreises, seine Heldin, zurück; in einer bangen Vision, dem Traume Kriemhild's, knüpft er Anfang und Ende, Freude und Leid des ganzen Dramas zusammen. In den beiden Schlussstrophen, die mit Recht einen Absatz für sich ausmachen, wird abermals auf das tragische Ende hingedeutet, sie sind von ergreifender Wirkung. Dass der Anfang am natürlichsten so lautet, wie CdDB ihn geben, anschliessend an das Vorhergehende:

13. In disen hôhen êren troumte Kriemhilde

ist klar. Spätere Schreiber stiessen sich an dem alterthümlichen Versausgang, der ihnen an dieser Stelle noch nicht gewohnt war; um einen klaren stumpfen Reim zu erlangen, setzt schon I einen ganz matten Ausdruck, eine wahre crux der Interpreten, den Niemand zu nur einiger lebendiger Anschaulichkeit bringen kann; überdies setzte der Veränderer sich über jede Anknüpfung an das Vorhergehende hinweg. Diese Aenderung gieng auf A über; gerade aber diese, als so entstanden leicht erklärliche, Zusammenhangslosigkeit und Undurchsichtigkeit des Ausdrucks ist eine wesentliche Unterstützung für die Liedertheorie geworden, deren Anhänger hier so prägnant, wie nirgends sonst, das unangeschliffene Hervortreten eines selbstständigen Liedes zu erblicken behaupten.

Wir wollen nun verfolgen, wie diese Anfangsstrophen, abgesehen von Str. 13, in den verschiedenen Bearbeitungen verändert sind.

Noch jenseits A fallen die folgenden Veränderungen. 1,2 ward 'kuonheit' für 'arebeit' gesetzt, wodurch nun das anfangs nur im vierten Vers stehende Wort 'küene' in dieser Strophe doppelt erscheint, und 1,3 ward 'freuden' für 'freude' gesetzt und dadurch der Vers getrübt. — 2,1 liess I 'vil' aus; 2,2 trat die schleppende Construction 'Kriemhilt was si geheizen und was ein schœne wîp' an die Stelle der ursprünglichen schönen. — Ueber die zugesetzte Strophe 3 ist schon oben gesprochen. 4,3 wird 'wætlicher' verändert in 'ûzerwelter', ebenso 11,3, so dass nun dies letztere Wort in den wenigen Einleitungsstrophen dreimal verschiedenen Helden beigelegt wird. B fühlte das Unangemessene und setzt 10,1 'tiwerlicher', wodurch wenigstens eines derselben entfernt wird. — 12,1 ward unerträglicher Weise statt 'êre' gesetzt 'krefte', so dass

der Vers nun lautet: Von des hofes krefte und von ir wîten kraft. Ob 6,4 'si sturben jæmerlîche sît von zweier frowen nît' wie C hat oder 'sît sturbens jæmerlîche von zweier edelen frowen nît', wie andere Handschriften geben, den Vorzug verdient, will ich nicht entscheiden. Sicher ist aber die Anschleifung des s für si an 'sturben' hier nicht ohne Härte, obwohl das auch sonst noch vorkommt, und 'edelen' ist ein wenigstens unnöthiger Zusatz.

Alle anderen Abweichungen sind ohne Frage peinigende Verschlechterungen.

Dazu bringt nun aber A noch eigenthümliche Veränderungen.

Um den Vers herzustellen schreibt sie 1,3 'von freuden hôchgezîten', was mir auch nach Lachmann's Nachweis vieler ähnlichen Stellen nicht genügend motiviert erscheint, da der superlative Ausdruck hier unangemessen ist und gegen den einfach klaren Geist des Dichters. 2,1 verändert A 'edel' in 'schoene', sodass wir nun in dieser Strophe dreimal das Wort 'schœn' haben. 6,3 schreibt A 'stolzlichen', so dass 'stolz' nun zweimal unmittelbar hintereinander steht. Ebenso wenig wird man es billigen, obwohl die Frage wenig bedeutend ist, dass A in 8,4 'allen' statt 'scharfen', und in 11,4 'grôzer êren' statt 'hôher êren' hat.

Soviel steht fest, es ist eine doppelte Verschlechterung von C zu A, und so sind denn wirklich die anfangs so schönen Strophen in A auf einem Zustande der Unerträglichkeit angekommen.

Wenn man daher die Strophen in A mit bitterem Spotte verhöhnt, wenn Lachmann von der armseligen Wiederholung desselben Wortes (küene) in der ersten und vierten Zeile der ersten Strophe spricht, in der zweiten Strophe wegen des dreimal wiederholten 'schœne' Dürftigkeit der Gedanken und wegen der Anknüpfung 'Kriemhilt was si geheizen' Ungeschmeidigkeiten der Verbindung und des Ausdruckes tadelt, wenn er die Wiederholung 'ein ûz erwelter degen' geisselt, wenn er zu Str. 12,1 und 2 meint: der Dichter wisse, was er meine, nicht zu sagen: so kann ich ihm darin von ganzer Seele zustimmen; wenn er aber nun schliesst: folglich können diese Strophen nicht von demselben Verfasser, und namentlich nicht von dem ursprünglichen Dichter sein — so bin ich, unter bewandten Umständen, nicht im Stande auch nur die Möglichkeit dieses Schlusses zu verstehen.

Doch genug der beispielsweisen Vergleichung. Mag man bei fortgesetzter und wiederholter Vergleichung einzelner Parthien in C und A sich selber die Frage beantworten, ob die für A beigegebrachten künstlichen Ermessen und Vermuthungen hinreichend sind, um den diplomatisch bestbeglaubigten schönen Text in C zu vertauschen mit dem sorglosen verschnörkelten und zerfetzten in A, ob der Schluss: „weil A voller Ungereimtheiten und voller Widersprüche ist, so ist das Gedicht von den Nibelungen nicht das

Werk Eines Dichters“ so lange gerechtfertigt ist, als noch C mit einem edlern Texte zur Seite steht — kurz, ob zwei willkürlich aufgedrungene und unbewiesene Unwahrscheinlichkeiten, der Gang corrigierender Bearbeitung von A zu C und die Theorie der Zusammensetzung aus kleineren Liedern, zusammen genommen so viel Kraft haben, einen unerträglichen Text zu einem berechtigten zu machen.

II. ANHANG.

Kurzer Ueberblick über den Stufengang der Bearbeitungen von C zu A.

Die durchgreifende Bearbeitung des Nibelunge Liedes als Nibelunge Nôt hat sich am vollständigsten, was die Strophenzahl betrifft, erhalten in Ihd, leider in späteren Handschriften, so dass gewiss oft die Lesarten in B und D, obgleich diese schon eine Kürzung enthalten, im Einzelnen der ursprünglichen Gestalt näher stehen; freilich ist dagegen zu beachten, dass A, welches die Kürzung in B schon voraussetzt, so oft in den Lesarten noch I folgt. Ih haben eine beträchtliche Lücke, desgleichen, aber an anderer Stelle, d (vergl. die Tabelle); aber die Bearbeitung stimmt in beiden Handschriften im Allgemeinen so sehr überein, dass wir in den meisten Fällen nicht anzustehen brauchen, auch da, wo nur Ein Strang belegt ist, den anderen mit verantwortlich zu machen. Ehe man an die Durcharbeitung des Folgenden geht, muss man die bisjetzt nach B ausgefüllten Lücken in C nach Holtzmann's oben erwähnter Collation berichtigen.

Fortgelassen sind in Ihd (NNı) folgende Strophen:

7—12 und 16. 17. (fehlen wohl ursprünglich mit Absicht, aber der Anfang scheint so bekannt gewesen zu sein, dass er, obgleich hier fortgelassen, doch in die, sonst von dieser Bearbeitung ausgehenden, Kürzungen [D]B mit übergieng.) 22,5. 44,5 (Schluss der Aventiure) 94,5. 102,5—12 (fehlen auch in A; das kann in allen drei Handschriften zufällig sein und auf einem Abirren des Auges von 102,5 auf den gleichlautenden Anfang von 103 beruhen) 130,5. 271,5. 324,5 (Schluss der Aventiure). 327,5. 334, 5—14 (verdient besondere Erwägung). 372,5. 419,5. 423,5. 475,5—12. 565,5. 601,5. 622,5—20. 720,5 (Schluss der Aventiure). 936,5. 938,5. 1012,5—12 (Schluss der Aventiure). 1076,5. 1077,5 (verdient besondere Erwägung). 1082,5—36 (Schluss der Aventiure, durchaus unanstössig und wegen 1083,1 sogar nothwendig). 1114,5 (nicht überflüssig). 1229,5—12 (Schluss der Aventiure). 1237,5. 1408,5—16 (statt 1409). 1410,5—16. [1459,5. 1460,5—12. 1503,5. 1523,17—24. Hier ist Lücke in Ih; die Stellen von der Klammer an sind nur belegt in d, theilweise auch in H, doch ist nicht zu zweifeln, dass sie der Bearbeitung Id gemeinsam waren.

In Betreff 1503,5 möchte ich vermuthen, es sei in Holtzmann's Collation ein Fehler vorgegangen, und nicht in a eine Strophe mehr, vielmehr 1504 ein Zusatz in Id.] 1682,5 (besonders zu erwägen). 1755,5—16 (Schluss der Aventiure). [1771, die Stelle nur in Ih belegt, da in d Handschriftenlücke ist.] 1817,5. 1848, 9—16. 1857,5 (Schluss der Aventiure). [1888,5 (Schuss der Aventiure). 1939,5—12. 1963,5—16 (Schluss der Aventiure. Dafür 1964). Von der eckigen Klammer an nur in Ih belegt; in d ist Handschriftenlücke.] 2023,5. 2057,5. [2094,5. 2159,5 (erfordert besondere Erwägung). 2228,5. 2305,5—12 (für 2306, erfordert besondere Erwägung). 2317,5 (Schluss des Ganzen). Die Strophen von der eckigen Klammer an sind nur in Ih belegt, in d ist Handschriftenlücke.]

Unter diesen in Ihd fehlenden, in Ca enthaltenen Strophen, mögen immerhin einige sein, die der Originaldichtung fehlten und Interpolation sind. Das erfordert in jedem speciellen Falle genaue und eingehende Erwägung.

Zugesetzt dagegen sind in Ihd, im Verhältniss zu C, folgende Strophen.

3. 25. 96. 489 (mit der albernen Erweiterung von 482—486 aus zwei Strophen zusammenhängend). 500. 546 (besonders zu erwägen). 555 (desgleichen). 643 und 644. 711. 768. 830. 858. 994 und 995. 1000 (zusammenhängend mit dem Vorhergehenden). 1080. [1456. (1504? s. o. meine Vermuthung.) 1525. Die Strophen von der eckigen Klammer an nur in d belegt, weil in Ih Handschriftenlücke ist.] 1594. 1825. [2137. 2258. Die beiden letzten nur belegt ist Ih, weil in d Handschriftenlücke ist.]

Unter diesen Strophen, die Id mehr hat als C, mögen vielleicht einige sein, die in C mit Unrecht fehlen; auch das verlangt Erwägung in jedem besonderen Falle.

Erweitert sind 482—486 aus zwei Strophen. 1191—1193 aus einer Strophe. 1812 und 1813 desgleichen aus einer Strophe. Völlig verändert sind z. B. 1559. 1628 und viele andere. Versetzt sind z. B. 905 ff. 939 ff. 1511 ff. 1523 ff.

Ausser diesen, den beiden Strängen, Ih wie d, bewiesenermassen oder wahrscheinlich gemeinsamen, Eigenheiten hat nun jeder Strang noch seine besonderen, die aber sicher nur Eigenheiten der einzelnen Handschrift sind.

In I allein fehlen noch 19. 20,3—21,2. 102,5—12. 345,12—15. 348,9—12. 446. 491,4—7 (nach von der Hagen's bestimmter Behauptung in seiner Germania 1,256, anders Lachmann in seiner Ausgabe S. 68). 678,3—679,2. 1098. 1309. 2010 und 2011, alle diese wohl durch Fehler des Schreibers, bei einigen durch Abirren des Auges auf gleiche Worte, entstanden. Zu einem radebrechenden Zusatze von vier Zeilen ward der Schreiber durch einen Fehler gezwungen 108 ff.

In I allein ist zugesetzt Str. 21 (parallel Strophe 3. — Str. 21

steht auch in A. Diese beiden Strophen verlangen eine besondere Erörterung. In der Handschriftentradition herrscht gerade hier grosse Verwirrung.) — In d allein steht zugesetzt 329,13—16 (in I fehlt auch 329,5—12.). Ob diese vier Verse wirklich Zusatz in der Bearbeitung (I)d sind, oder ob sie nur durch Versehen in C fehlen, muss besonderer Erörterung unterliegen. Sodann hat d Str. 858,5 schon einmal nach 848,8.

Wenn man, der voranstehenden Aufzählung folgend, eine Vergleichung der Texte anstellt, so wird man bald und vollständig zu einer klaren Ansicht aller der wichtigeren Veränderungen gelangen, die das Nibelunge Liet erfuhr, als es umgearbeitet ward zur Nibelunge Nôt. Dabei freilich darf man sich nicht darauf beschränken, nur die nächst umherliegenden Strophen herbeizuziehen, und darauf hin ein Urtheil zu fällen, sondern man muss stets eine grössere Parthie im Zusammenhang lesen, wo möglich in beiden Bearbeitungen. Für Id kann man füglich B gelten lassen, nachdem man, wie oben gerathen, die Strophendifferenzen notiert hat.

Diese vollständigste Gestalt der Bearbeitung (NNI) hat nun eine Kürzung erlitten in DB(NNII), die folgende Strophen fortwirft.

329,5—12 (dass diese der ursprünglichen Vorlage von Id gemeinsam waren, beweist das Zusammenstimmen von d und C, schwanken kann man dagegen in Betreff auf 329,13—16, die sich nur in d finden). 756,5—12 (Schluss einer Aventiure). 848,5. 858,5 (wunderlicher Weise warf man hier die ursprüngliche Strophe fort und behielt die zugesetzte). 905,5. 939,5 (in C 942,5). 1052,5—12. 1064,5. 1201,5. 1511(oder 1513),5 (Handschriftenlücke in I.) 1523,5—16 (hier Handschriftenlücke in I und C; aber das Zusammenstimmen von d und a beweist die ursprüngliche Gemeinsamkeit in der Vorlage von Id). 1775,5 (hier in d freilich Lücke, aber durch das Zusammenstimmen von C und I ist die ursprüngliche Gemeinsamkeit für die Vorlage von Id bewiesen). 1835,5—12. 1837,5—12. 1848,5.

Wesentlich verändert ist namentlich Str. 1849, wo der Kriemhild Schuld gegeben wird, ihren Sohn absichtlich dem Tode preis gegeben zu haben.

In D allein fehlen, wohl nur durch Fehler des Schreibers, 582. 880. 1966. In B fehlen Str. 1 (Lachmann's Angabe, Anmerk. z. d. Nib. S. 6, wird bestritten von v. d. Hagen in seiner Germania 7,1.), ebenso in I, in beiden wohl mittelbar oder unmittelbar aus dem Grunde, den von der Hagen vermuthet, ferner Str. 3.

Ob sich D und B oder eine von ihnen näher an I oder an d anschliesst, möchte ich im Augenblicke nicht sicher behaupten. Die von von der Hagen behauptete Lücke in I 491,4—7, die von

B getheilt wird, liesse auf einen genaueren Anschluss von B an I schliessen, worauf auch noch einiges andere hinweist; aber diese, auf Abirren des Auges beruhende, Lücke kann auch zufällig sich in beiden Handschriften finden. Mehr scheint die Lücke 329,5—12 (oder —16) zu beweisen, die von DB mit I getheilt wird, und die nicht auf einem gleichmässig erklärlichen und unabhängig von einander möglichen Irrthum zurückgeführt werden kann.

Aus DB, und zwar, wenn wir der von D nicht getheilten Lücke 491,4—7 eine Beweiskraft zugestehen wollen, sich anlehnend an B, in Lesarten freilich oft auch stimmend zu D und selbst noch zu I (mit der allein sie auffallender Weise auch das Aeussere abgesetzter Langzeilen gemein hat) ist nun A als abermalige Verkürzung hervorgegangen.

Dass diese Verkürzung eine doppelte sei, einmal eine nachweislich absichtliche, mit empörender Gewissenlosigkeit in den Aventiuren VI—XI vorgenommene, sodann ein vielleicht zufälliges Fehlen von Strophen in den übrigen Theilen des Gedichts, habe ich schon oben bemerkt.

Ich lasse ein Verzeichniss dieser Strophenlücken folgen.

In Aventiure VI—XI fehlen: 338,5—12. 341,5—12. 348,5—20. 358,5. 359,5. 376,5. 383,5—16. 385,5. 392,5. 394,5—20. 417,5. 419,5. 428,5. 429,5. 432,5. 437,5. 442,5—16. 486,5. 497,5. 499,5. 519,5. 526,5—12. 529,5. 531,5. 532,5. 540,5—12. 551,5. 554,5. 559,5. 582,5. 583,5. 585,5. 589,5. 601,5. 607,5. 628,5. 637,5. 640,5. 655,5. 662,5.

In den übrigen Theilen des Gedichtes fehlen: 882,5. 886,5. 999,5. 1598,5. 1614,5. 1818,5. Auch die Lücke 102,5—12 kommt wohl von Neuem auf Kosten des Schreibers in A, schwerlich darf man aus dem Fehlen derselben Verse in Id auf das nothwendige Fehlen derselben in der Vorlage von A schliessen.

Da in A ein gewissenloser und willkürlich verfahrender Geselle gewirthschaftet hat, so ist nicht zu verwundern, dass sich eine Anzahl Varianten findet, die über den Character von Schreibervarianten hinausgehen und oft geeignet sind, stutzig zu machen. Nimmt man nur die einzelne Redensart und vergleicht sie mit den meist einfachern in C, so könnte der einfache Ausdruck in letzterer Handschrift oft als der an die Stelle des individuelleren getretene erscheinen. Aber man prüfe genauer; da wird man finden, dass man auf der Hut sein müsse, nicht individuelleren Ausdruck und verschnörkelten zu verwechseln, dass aber kaum in Einem Falle der einfach schöne Ausdruck in C Tadel verdiene.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

